



Studieren mit Stipendium: Kein Einschnitt nötig

Stipendien bekommen nur Überflieger*innen? Weit gefehlt! Wir fassen für euch zusammen, worauf es wirklich ankommt. [9-12]



Wer hat den Titel illustriert? [2]



So erkennt ihr Fake-Seiten [15]

Ein Portrait über Illustratorin Paulina Kunze

„Wenn ich in schön eingerichteten Cafés sitze, bekomme ich direkt Lust, eine Tasse zu malen.“ Paulina Kunze sitzt mit geradem Rücken im Café Helene mitten in Recklinghausen und nippt an ihrer heißen Zitrone. Ihre blonden Haare sind zu einem ordentlichen Dutt hochgesteckt, ein kariertes Blazer umhüllt Körper. Vor ihr auf dem Tisch liegen ein paar Skizzen. Denn Paulina illustriert die März-Ausgabe der aktuell.

Klapperndes Geschirr und Stimmengewirr. Das Café Helene scheint in Recklinghausen eine beliebte Anlaufstelle für fröhliche Mamas und aufgeweckte Studis zu sein. Paulina macht dieser Lärm jedoch nichts aus. Sie spricht besonnen gegen die Lautstärke an, wirkt fokussiert. Ihre klaren blauen Augen wirken wie ein Ruhepol im Ruhrpott-Trubel. Den Blick fürs Detail hat sie von ihrer Mama. „Sie hat ein hohes Deko-Bewusstsein, das sich auf mich übertragen hat“, erzählt Paulina. „Wenn mir beispielsweise in einem Café die Lampen gut gefallen, ist das auch eine Inspiration für mein eigenes Zimmer.“ So baut sie sich ihre Deko gerne selbst. „Auf meinem Schreibtisch steht zum Beispiel ein Vogelhäuschen und ich habe eine Pinnwand, die ich immer wieder neu gestalte.“ Paulina beschreibt sich selbst als einen perfektionistischen Menschen, dem Details und Atmosphäre besonders wichtig sind. Die schwarz-weißen Bilderkollagen in ihrem Zimmer sind zum Beispiel zentimetergenau abgemessen.

Neue Perspektiven

Die 19-Jährige macht im Moment ihr Fachabitur mit Gestaltungsschwerpunkt auf einem Berufskolleg in Recklinghausen. „Ich komme ursprünglich von einem Gymnasium. Da hat mir aber einfach der Schwerpunkt gefehlt.“ Ausschlaggebend für den Wechsel auf das Berufskolleg war ihr damaliger schulischer Kunstaustausch in Polen. Dort hat sie viele Zeichentechniken ausprobiert, ist nachts durchs Museum gelaufen oder saß stundenlang draußen und hat Bäume gezeichnet. „Das war für mich eine ganz neue Erfahrung, die ich so noch nicht kannte. Da wusste ich, dass ich das Gestalten auf jeden Fall auch beruflich machen möchte“, sagt die gebürtige Recklinghäuserin und strahlt. „Anfangs überlegte ich, an der Kunstakademie in Düsseldorf Kunst zu studieren.“ Letztlich entschied sie sich dann aber für den für sie „sichereren“ Weg. Für Paulina genau der richtige:

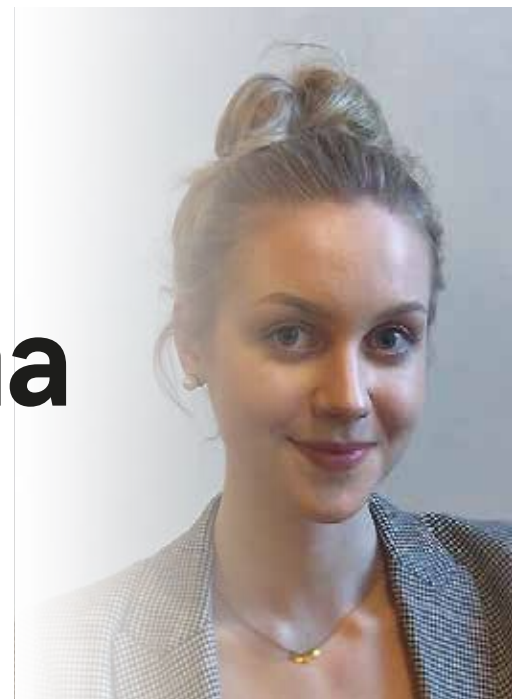
„Am Berufskolleg arbeiten wir nach Auftrag. So lerne ich neue Perspektiven kennen. Vorher habe ich zeichentechnisch jahrelang das Gleiche gemacht.“

„Ich experimentiere nicht rum“

Denn zeichnen, das tut Paulina schon immer. Angefangen mit Figuren und ihrer extravaganten Kleidung, der Zeichentrickserie *Winx Club*, zeichnet sie auch heute noch am liebsten Fashionskizzen. Inspiration holt sie sich dabei über Instagram und Modezeitschriften. Wenn sie Menschen malt, dann beginnt sie immer zuerst mit der Hautfarbe: „Damit die Person erstmal eine Identität bekommt. Die anderen Farben kommen dann mit der Zeit.“ Paulinas Technik hat sich über die Jahre allerdings verändert. „Begonnen habe ich mit Bleistiften, Buntstiften und YouTube-Videos. Dann habe ich mir immer mehr selbst beigebracht und zeichne heute am liebsten mit Copic.“ Copic sind hochwertige Marker mit jeweils einer dicken und einer dünnen Spitze. „Die Farben lassen sich hiermit am besten verblenden und man braucht zum Zeichnen nicht so lange“, erklärt sie und zieht einen Samtsack aus ihrer Tasche, der prall gefüllt mit Stiften in den unterschiedlichsten leuchtenden Farben ist. „Ein teurer Spaß.“

Das Deckblatt und Inlay der aktuell hat Paulina ebenfalls mit Copic gezeichnet. Hierfür holte sie sich Ideen aus dem Internet: „Ich habe zuerst geschaut, welche Bilder mir persönlich sofort einfallen, wenn ich an das Thema ‚Studieren mit Stipendium‘ denke. Da fiel mir der typische Hut ein. Dann habe ich bei Google nach passenden Motiven gesucht und diese in meinem Stil nachgezeichnet.“ Pro Illustration brauchte Paulina jeweils anderthalb Stunden.

Ihre Inspirationsquellen? „Musik verändert meine Zeichnungen“, beschreibt Paulina den Entstehungsprozess ihrer Illustrationen. Wenn sie zum Beispiel Rock höre, werden die Motive automatisch düsterer. Am besten abschalten kann sie allerdings mit Musik von *Twenty One Pilots*. „Da tauche ich komplett in meine Welt ab und blende alles aus, auch wenn es an der Tür klopft.“ Ansonsten lässt Paulina sich bei ihren Zeichnungen wenig leiten, weil sie genau weiß, was sie zeichnen will und wie das so detailgetreu wie möglich umzusetzen ist. Auch hier zeigt sich ihr Perfektionismus. „Ich exper-



perimentiere nicht rum, denn meist gefällt mir meine erste Illustration am besten.“

Die Persönlichkeit, die Paulina am meisten beeinflusst, ist der britische Mode-Illustrator und Designer Hayden Williams. „Er skizziert Menschen, meistens sind es Berühmtheiten, abgeändert, oft mit überproportional langen Beinen und sehr schmalen Taillen. Die Art, Figuren so darzustellen, hat mich inspiriert“, sagt Paulina und nippt an ihrer mittlerweile nur noch lauwarmen Zitrone. Vor allem aber gefalle ihr, wie der Illustrator auf das Thema Mode eingehe.

Deshalb möchte sie in ihrem späteren Beruf am liebsten Modezeitschriften illustrieren. Oder Fitnesstrainerin werden. Die junge Frau scheint voller Ideen und Pläne zu stecken. Man spürt, sie möchte weg. Weg von ihrem gewohnten Umfeld, rein in eine neue, aufregende Umgebung. „Ich will nach Berlin“, sagt sie, während ihre Augen ein wenig hin und her flackern. Wenn sie zuvor wie ein Ruhepol wirkten, haben sie jetzt etwas hektisches, Reiselustiges. „Ich mag diese vielen Möglichkeiten, die man dort hat und das immer und überall etwas los ist.“

Inspirierende Reisen

Neue Städte zu erkunden, hilft Paulina auch auf der kreativen Ebene weiter: „Ich war früher Leistungsschwimmerin und bin daher viel rumgekommen. Ich denke, dass jede Reise einen ein Stück weit prägt. Das lässt sich eben auch aufs Zeichnen beziehen.“ Barcelona war aus architektonischer Sicht bislang ihre größte Inspiration.

Wenn es um Paulinas persönliche Gedanken geht, zeichnet sie für sich. Ganz privat und ohne Perfektion. Ihr Skizzenbuch ähnelt einem Tagebuch. Hier malt sie einfach auf, was sie die letzten Monate so erlebt hat. Schöne Erinnerungen und prägende Momente. „Hier war ich in Berlin und da auf einem Konzert von Ed-Sheeran“, sagt sie mit einem Lächeln und streicht über die groben, teils verschwommenen Bleistiftzeichnungen.

Ob sie nach ihrem Fachabitur eine Ausbildung oder ein Studium machen will, da ist sich Paulina noch nicht sicher. „Ich schaue einfach, was die Zukunft so bringt. Eine Ausbildung in dem Bereich könnte ich mir wegen des hohen Praxisanteils allerdings sehr gut vorstellen.“ Sie trinkt ihre heiße Zitrone aus. [lra]

IT&me: Freie Bahn für Frauen

Ein Ort, wo sich IT-Expertinnen vernetzen können.
[Symbolfoto: pixabay]



Die IT-Branche wächst stetig, wird aber noch immer von Männern dominiert. Der Anteil an Programmierern liegt bundesweit beispielsweise nur bei 17 Prozent. IT&me mit Lehrstuhl an der UDE, ist ein Portal speziell für Frauen, die sowohl vor dem Berufseinstieg stehen, als auch wieder einsteigen wollen. Eine Plattform, auf der sich Frauen vernetzen und weiterbilden können. Wir haben mit Amelie Hauptstock gesprochen, die das Projekt betreut.

„Es gibt leider immer noch Stereotype, die sich in der IT-Branche halten“, sagt Amelie Hauptstock, Ansprechpartnerin des Forschungsprojekts. Das Projekt möchte über die Bereitstellung eines E-Learning- und Vernetzungsportals diesen Stereotype entgegenwirken und richtet sich speziell an Berufseinsteigerinnen und welche, die zum Beispiel nach einer Elternzeit

wieder einsteigen wollen. 2016 ist das Projekt am Lehrstuhl für Software Engineering an der UDE gestartet, zusammen mit den Projektpartnern der Hochschule Heilbronn und dem IT-Weiterbildungsanbieter CampusLab GmbH. Gefördert wurde es vom Bundesministerium für Bildung und Forschung.

Von Frauen für Frauen

„Bei IT&me geht es nicht um das Erlernen von Programmiersprachen, sondern um die Vernetzung der IT-Expertinnen untereinander“, erklärt Hauptstock. Aktuell sind 150 Frauen auf der kostenlosen Plattform angemeldet. Zudem ist IT&me eine E-Learning-Plattform, in der Kurse zu Themen wie Digitale Geschäftsmodelle, Methodisches Requirements Engineering und Soft-Skills wie Präsentieren angeboten werden. Das Portal richtet sich somit eher an Frauen, die be-

reits Grundkenntnisse in der IT besitzen. Alle Kurse werden ausschließlich von Frauen und in gendergerechter Sprache angeleitet.

An der UDE werden unter anderem die Studiengänge Informatik/Wirtschaftswissenschaften und Informatik angeboten. Hier ist der Frauenanteil mit rund 25 Prozent und 27 Prozent ebenfalls gering. Wovon liegt das? Hauptstock erläutert: „Ein Problem sehe ich im Image der Branche.“ Viele junge Frauen würden sich nicht für ein Studium im IT-Bereich entscheiden, weil das Image nicht zu ihnen passe, erklärt die Sprachwissenschaftlerin. „Je weniger Frauen in der Branche sichtbar sind, desto weniger positive Vorbilder gibt es.“ Hier muss sich grundlegend etwas ändern.“ Es sei außerdem wichtig, sich vorher gut zu informieren und vor Studienbeginn einfach mal in ein Unternehmen rein zu schnuppern und so die Vielfalt des Berufsfeldes kennenzulernen.“ [1,2]

/Beyond Borders/

Text and photo by Gaby Fenik

Bella Bologna: Balancing an Internship and La Dolce Vita

Italy – the country of Pizza, Pasta and la dolce vita, the birthplace of da Vinci, Dante and Galilei. Probably no other country is romanticised as much by us Germans than Italy. During an internship in Bologna I had the chance to experience the Italian way of life first-hand. While culture, food and weather were undeniably reasons that made me choose Italy as my destination in the first place, what kept fascinating me over time was the Italians' seemingly innate sense of beauty and elegance.

Think of an Italian woman with her dark curly hair styled to perfection and her red lips ready to smile at the compliments of her admirers or an Italian man with his neatly shaved beard and the button-up shirt well-pressed by his mother (just to throw in some stereotypes). As they dress to impress, so does the whole nation.

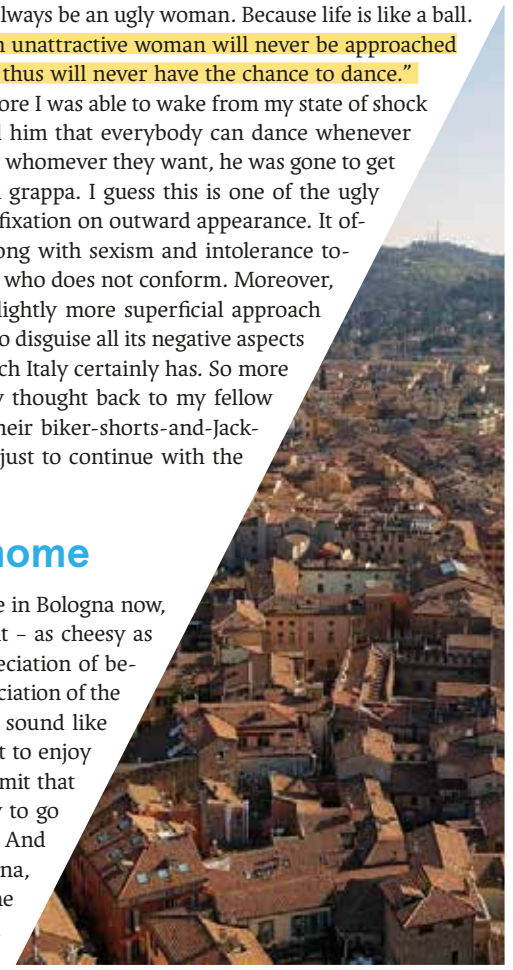
And it is probably no wonder: one who grows up in the country with the most UNESCO world heritage sites (55 along with China) just has to develop a sense of elegance and fashion – which, to be fair, we Germans lack sometimes. So of course, I got easily drawn in by all this bellezza of the language, people and architecture, which always made me feel as if stepping into an old movie while strolling through the streets of Bologna. However, it wasn't just sunshine and roses.

One afternoon I was having coffee in a little café by myself when I was approached by an older man, who tried to engage me into a seemingly random conversation, which then became more and more awkward. At a certain point, he said “You have no idea how essential it is for a woman to look good.

You can be nice and smart, but an ugly woman will always be an ugly woman. Because life is like a ball. An unattractive woman will never be approached and thus will never have the chance to dance.” Before I was able to wake from my state of shock and tell him that everybody can dance whenever and with whomever they want, he was gone to get his second grappa. I guess this is one of the ugly sides of the fixation on outward appearance. It often comes along with sexism and intolerance toward everyone who does not conform. Moreover, it seems like a slightly more superficial approach to life which tries to disguise all its negative aspects and problems – which Italy certainly has. So more than once I longingly thought back to my fellow Germans at home in their biker-shorts-and-Jack-Wolfskin-jacket-outfits (just to continue with the stereotypes).

Leave Jack at home

But after having spent some time in Bologna now, I have come to the conclusion that – as cheesy as this may sound – the Italians' appreciation of beauty is maybe nothing else than appreciation of the beauty of life itself. While I try not to sound like the stereotypical German who has learnt to enjoy life by spending time in Italy, I have to admit that I might take a bit longer now getting ready to go out. I do like putting some effort in my look. And sometimes I feel the necessity to say: “Johanna, Alexander, Franziska, come on, let's celebrate the beauty of life – and no, leave your Jack Wolfskin jacket at home... just for today!”





AStA-Sitzung: Viel Geld und eine Vorstellungsrunde

Das Protokoll wird ausgelöst. [Foto: dpe]

15 Referent*innen sind seit Ende Januar im neuen Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA) bestehend aus Grüner Hochschulgruppe, Linker Liste und JuSo Hochschulgruppe tätig. Am Dienstag, 11. Februar, kam der AStA zu seiner ersten Sitzung zusammen. Die Referent*innen stimmten über drei Anträge der Gruppe Crème Critique, des Islamischen Studierendenbund Essen und des Antifa-Cafés Ruhr ab.

Nachdem der AStA in der vergangen Wahlperiode in 8 Referate 22 Referent*innen eingesetzt hatte, ist die neue Zusammensetzung deutlich kleiner. In 7 Referaten arbeiten nun 15 Referent*innen. Neben vielen Referent*innen, die länger im AStA tätig sind, sind auch neue Gesichter hinzugekommen. Damit sich alle einmal kennen lernen, stellten sich die hauptamtlichen Angestellten von Sozialberatung, Kassenverwaltung, Servicepoint und Systemadministration den neuen Referent*innen vor.

Nach der Vorstellungsrunde stellte der Islamische Studierendenbund Essen (ISB) seinen jährlichen Antrag für das interkulturelle Fastenbrechen am 30. April. „Wir wollen verschiedene Menschen mit unterschiedlichen Religionen und Hintergründen zusammenbringen“, erklärte Betül Karabulut, Vorstandsvorsitzende des ISB. Das Motto des Fastenbrechens lautet dieses Jahr „break fast, break barriers“ und dreht sich um die Themen Diskriminierung, Intoleranz, Gewalt und soziale Ausgrenzung.

In den vergangenen Jahren veranstaltete der ISB das Fastenbrechen stets in Räumen der Universität. Zuletzt nahmen 350 Studierende daran teil. Nun sollen 500 Menschen daran teilnehmen können. Zudem findet die Veranstaltung nur in der Nähe des Campus statt: „Wir würden es bevorzugen, das Fastenbrechen am Campus der Universität Duisburg-Essen zu veranstalten. Jedoch erweist sich dies als schwierig, da es keine Möglichkeit gibt, einen Raum zur gewünschten Uhrzeit für 500 Menschen zu buchen“, erklärte Karabulut die Entscheidung.

Neben einem kulturellen Rahmenprogramm will der ISB Spenden sammeln für die Stiftung gegen Rassismus. Nach eigenen Angaben plant und koordiniert die Stiftung mit Sitz in der Schweiz die jährlichen Internationalen Wochen gegen Rassismus.

Zudem kündigte Karabulut auf der Sitzung eine Podiumsdiskussion zum Thema Diskriminierung an. Da die von ihnen angefragten Referent*innen noch keine Zusage gegeben haben, wollte sie auf Nachfrage der akduell die Namen noch nicht nennen. Letztlich entschied sich der AStA bei zehn Ja-Stimmen und einer Enthaltung dafür, das interkulturelle Fastenbrechen mit rund 4.000 Euro zu unterstützen. Die restlichen 3.240 Euro sollen aus dem Haushaltstopf des Studierendenparlaments kommen.

Über 2.000 Euro für gesellschaftskritische Veranstaltungen

Darüber hinaus stellte die linksradikale Gruppe Crème Critique aus Duisburg einen Antrag auf finanzielle Unterstützung ihrer Veranstaltungsreihe „Critique and Solidarity“. Ende Januar kamen zur ersten Veranstaltung von Crème Critique rund 45 Menschen in den Duisburger AStA-Keller und diskutierten mit Alex Demirovi darüber, „warum emanzipatorische Praxis dialektisches Denken benötigt“, berichtete AStA-Referent Philipp Collin. Zwei weitere Veranstaltungen finden im Februar und März statt: „Staatsfragen. Einführung in materialistische

Staatskritik“ von Moritz Zeiler am 27. Februar und „Materialistische Kritik und Geschlechterverhältnisse“ von Barbara Umrath am 26. März, jeweils im Djazz Jazzkeller Duisburg. Der AStA stimmte einstimmig einer Unterstützung von 1.400 Euro zu.

790,20 Euro beantragte dann das Antifa-Café Ruhr, das aus dem ehemaligen Antifa-Café Mülheim entstanden ist. Im Januar 2020 wurde dort über die Nazi-Strukturen in Essen berichtet. Am 19. Februar wird der Landessprecher der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten Nordrhein-Westfalen (VVN/BdA) über den Entzug der Gemeinnützigkeit des Vereins im AZ Mülheim berichtet. Am 18. März veranstaltet das Café einen Vortrag zur „Kritik romantischer Beziehungsvorstellungen“. Dieser Antrag wurde ebenfalls einstimmig vom AStA angenommen.

Anschließend berichteten die Referate über ihre bisherige Arbeit in den vergangenen Wochen und ihre Pläne für die kommenden Monate. Im Referat für Ökologie und Mobilität soll eine Mobilitätsstudie geplant werden. Das Referat für Kultur und Freiräume ist in der Planung des Campusfestes und will mit dem gesamten AStA eine kritische Einführungswoche für die neuen Studierenden im Sommersemester organisieren. [dpe]

AStA reduziert Stellen

Im neuen AStA werden die Referent*innenstellen gekürzt. Dafür erhöht der AStA die Aufwandsentschädigungen der Referent*innen und schafft Projektstellen. Dadurch sollen Effektivität und Koordinierung innerhalb des AStAs gefördert werden.

Der neu gewählte AStA kürzt seine Referent*innenstellen von 22 ½ auf 16 ½ Stellen. Die Stellenreduzierung wurde in der Vergangenheit im Zuge der Haushaltsdebatten auch durch die Opposition im Studierendenparlament gefordert. **Durch die Stellenreduzierung könnten rund 30.000 Euro pro Haushaltsjahr eingespart werden.** Effektiv bleibt davon aber nur ein kleiner Betrag übrig. Rund 10.000 Euro fließen in eine Erhöhung der Aufwandsentschädigung der Referent*innen, erklärt der neue und alte Finanzreferent Pascal Winter (Juso HSG). „Früher wurden pro Stelle 400 Euro gezahlt, jetzt zahlen wir 450 Euro.“

AStA schafft Projektstellen

Weitere 10.000 Euro der Einsparung fließen in einen neuen Topf: Zukünftig soll es im AStA Projektstellen geben. „Damit will der AStA einzelne Projekte zielgerichteter angehen.“ Das Experiment mit den Projektstellen soll dazu dienen, größere Projekte effektiver anzugehen, als es in der Vergangenheit der Fall war. Es gebe schon Ideen, welche Projekte mit diesen Stellen genau angegangen werden könnten. Wel-

che genau das aber schlussendlich sind, stehe noch nicht fest, sagt Winter.

Ein großer Teil des restlichen Betrages wird genutzt um die Aufwandsentschädigung der Referent*innen der autonomen Referate ebenfalls zu erhöhen, so Winter. „Da sind wir gerade im Gespräch. Es wäre ja unfair, die Aufwandsentschädigung der AStA-Referent*innen zu erhöhen und die der Referent*innen der autonomen Referate nicht.“ Eine Stellenkürzung bei den autonomen Referaten gibt es allerdings nicht. Sie entscheiden selbst über ihre Stellenzuschüsse auf den Vollversammlungen der Statusgruppen, die die Referate vertreten.

Umstrittenes Referat wird komplett gestrichen

In den Referaten für Sozial- und Hochschulpolitik gibt es jeweils nur noch zwei statt vier Stellen. Das Öffentlichkeitsreferat hat nun zwei statt eineinhalb Stellen. Und das im letzten Jahr neu eingeführte Referat für Hochschulpolitische Mitbestimmung (kurz: HoMi) wurde mit seinen zweieinhalb Stellen komplett gestrichen.

„Es gab immer wieder Kritik, dass der AStA viel zu groß ist. Wir haben 21 Personen im AStA gehabt, das ist schon ein riesiges Gebilde. Der AStA war dadurch schwerfälliger und ineffektiver. Durch die Änderung hoffen wir, dass der AStA besser kommuniziert und koordiniert wird“, erläutert der Finanzreferent. [dap]



Meinen äußert sich zu Covid-19

Obwohl das Virus hier zu Lande nur schwache Symptome aufweist, gibt es an vielen Hochschulen in Deutschland ein Campusverbot für Menschen, die kürzlich aus China ausgereist sind. Bei der vergangenen Senatssitzung am 7. Februar 2020 gab Jens Andreas Meinen, Kanzler der Universität Duisburg-Essen (UDE), dazu ein Statement ab.

„Die Lage um das Coronavirus ist unübersichtlich und schwer einzuschätzen“, beginnt Kanzler Meinen sein Statement. „Wir haben uns deshalb für eine zurückhaltende Kommunikation entschieden.“ So werden auf der Webseite der UDE Kontaktadressen angegeben, bei der sich potenziell Betroffene melden können. Außerdem gibt das Gesundheitsamt der Stadt Essen Tipps, wie man an Hochschulen mit der Situation umgehen kann. Meinen bleibt

vorerst gelassen: „Ich habe mich der Meinung von Fachleuten angeschlossen. Ich glaube, dass viel über die Presse und Social Media dramatisiert wird.“

Virolog*innen des Essener Uniklinikums bewerten die Situation um Covid-19 eher als Hysterie. Mitarbeitende, die eine Dienstreise nach China planten, wurden jedoch trotzdem beraten. „Alle haben aus eigener Erkenntnis oder Unmöglichkeit ihre Dienstreisen nach China vorerst abgesagt“, berichtet Meinen. Denn natürlich habe die UDE eine Verpflichtung den Studierenden und Mitarbeitenden gegenüber. So müsse man sich mit dem Thema Arbeitssicherheit und Arbeitsschutz auseinandersetzen, so der Kanzler. Eine konkrete Bedrohung an den beiden Campussen sehe er jedoch aktuell nicht.

chinesischen Studierenden und Mitarbeitenden geht gar nicht.“ So wurde zu allen chinesischen Mitarbeiter*innen der persönliche Kontakt gesucht.

Der Personalrat wünscht sich bezüglich des Umgangs mit aus ihrem Chinaaufenthalt eingereisten Mitarbeiter*innen konkrete Handlungsanweisungen. Es geht um Fragen wie: Wie bindend ist eine Aufforderung, dass gerade Eingereiste zu Hause bleiben müssen? Müssen diese 14 Tage zu Hause bleiben? Wie sieht es dann mit der Entlohnung aus? Ist die Universität überhaupt berechtigt eine solche Aufforderung auszusprechen? „Hier sollte man individuell auf den Einzelfall eingehen“, sagt Meinen. „Konkrete Maßnahmen können nur vom Gesundheitsamt verhängt werden.“ So hält er ein Campusverbot für kürzlich aus China ausgereiste Personen übertrieben.

Die Universität Bielefeld hat beispielsweise für gerade aus China Ausgereiste ein Campusverbot von 14 Tagen „Wartezeit“ verhängt. Laut der hochschuleigenen Homepage solle das eine etwaige Ansteckung mit dem Virus verhindern. „Sollte sich die Lage um das Virus zuspitzen, werden wir natürlich entsprechend reagieren“, so Meinen. [Ura]

06.03. Campus Essen
9:30 Uhr Senatssaal

Senatssitzung

Die vier Statusgruppen der UDE kommen zusammen, stimmen über Anträge ab und steilen Anfragen ans Rektorat. [Ura]

09.03. Campus Duisburg
18:30 Uhr LF 035

FSK-Sitzung

Die Fachschaften sprechen über Uni-Probleme, berichten aus den Gremien und stimmen über Anträge ab. [Ura]

11.03. Campus Essen
18:00 Uhr www.asta-due.de

AStA-Sitzung

Die gewählten Referent*innen stimmen über Anträge ab, berichten aus den Referaten und besprechen ihr weiteres politisches Vorgehen. [Ura]

tba Campus Essen
16:00 Uhr www.stupa-due.de

StuPa-Sitzung

Im Parlament diskutieren monatlich die Listen aus Opposition und Koalition. [Ura]

Umgang an der UDE

Vertreter*innen aus dem Personalrat beschäftigten sich während der Sitzung außerdem mit dem Thema Diskriminierung durch Covid-19. (aktuell berichtete) Meinen stellt klar: „Das Ausgrenzen von

→Mein Campuserlebnis←

Ein Gespenst namens Klausurenphase

Wenn in der WhatsApp-Gruppe alle fünf Minuten jemand nach Schmerztabletten schreit und der Gemeinschaftsraum statt einer Partylocation eher einem Altersheim ähnelt: Dann geistert die Klausurenphase durchs Wohnheim.

Es ist kurz nach Mitternacht, als lautes Klopfen und Rufe die Stille der Nacht in einem der Essener Studiwohnheime durchbrechen. Verschlafene Gestalten erscheinen in den Türrahmen entlang des Flurs. Normalerweise sind hier alle recht entspannt. Normalerweise. „Ich wohne unter dir und höre dein Bett seit Stunden! Schluss jetzt, morgen früh schreibe ich Klausur!“, brüllt eine Mitbewohnerin durch die geschlossene Tür eines*r Nachbar*in. „Der Spuk geht wieder los“, denke ich, während ich wieder im Bett verschwinde. Alle halbe Jahre wieder geht ein Gespenst im Wohnheim um: Die Klausurenphase.

Über Nacht vergeistert die studentische Hausgemeinschaft abrupt. Im Gemeinschaftsraum wird normalerweise gekickert, vorgeglüht und auf der Couch ferngesehen. Nun haben ihn schweigsame, blasse Gestalten erobert, die bis tief in die Nacht vor ihren Laptops sitzen. Der einzige Alkohol wird von einem Krisengipfel aus MINT-Studierenden in einer Ecke konsumiert. Leise sprechen sie sich gegenseitig Mut für den Zweitversuch zu. Eine Mitbewohnerin betreibt Insiderhandel mit linierten, randlosen Karteikarten, die heiß begehrt sind. Neben ihr kleben sich Leute gegenseitig Wärmepads auf ihre vom Lernen schmerzenden Rücken und reiben sich die verspannten Schultern mit Salbe ein. Studierende, die in die Heimat fahren, schenken ihr Essen denen, die zu beschäftigt zum Einkaufen sind. Wenige Wochen später wird es wieder sein, als habe das Gespenst nie existiert – bis zum Ende des nächsten Semesters. [Anchi]

Warum Hochschulpolitik mehr Selbstorganisation braucht

Seit drei Jahren berichte ich als Redakteur über die studentische Hochschulpolitik an der Universität Duisburg-Essen. Im Sommer höre ich bei der aktuell auf. Zeit für mich, meine Beobachtungen politisch einzuordnen: fehlende Legitimation, liberale Ideen und warum die Hochschulpolitik keine Verwaltungsinstanz sein sollte.

Eine Kolumne

Die Legitimation des Studierendenparlaments wird einerseits durch die seit Jahren sinkende Wahlbeteiligung in Frage gestellt. Zuletzt haben nur 4,78 Prozent der Studierenden an der UDE gewählt. Andererseits wird sie seit Jahren grundsätzlich politisch in Frage gestellt. Die Jungen Liberalen NRW, in der auch Mitglieder der Liberalen Hochschulgruppen aktiv sind, forderten auf einem FDP-Landesparteitag 2019 die Abschaffung der verfassten Studierendenschaft: "Viele Studierende können nicht nachvollziehen, welche fragwürdigen Projekte zum Teil mit ihren Mitteln finanziert werden."

Was aus Sicht der FDP-Jugend dazu gehört, wird im Antrag nicht näher beschrieben, lässt sich aber aus den Wahlkämpfen von Liberalen Hochschulgruppen ableiten. Im Wahlkampf um den Senat 2017 postulierten LHG und RCDS an der UDE im Zuge der G20-Proteste, dass studentische Gelder nicht zur Finanzierung linksradikaler Gruppen verwendet werden sollen. Sie illustrierten das mit brennenden Einkaufswagen auf ihren Flyern. Doch der Senat entscheidet gar nicht über studentische Gelder entschieden.

Wie Liberale die Solidarität aufkündigen wollen

Schon seit 2012 fordern die Liberalen Hochschulgruppen NRW auch deshalb die Möglichkeit, aus der Verfassten Studierendenschaft auszutreten. In dem Papier "Liberale Perspektiven zur verfassten Studierendenschaft" führen sie aus, dass sie "in einer schwierigen Umgebung liberale Werte und Positionen vertreten." Auch wegen ihrer eigenen politischen Erfolglosigkeit kritisieren Liberale Hochschulgruppen das System: "Jedoch müssen wir uns anhand ergebnisloser Versuche aller Seiten die ernsthafte Frage nach der Zukunft dieses Systems stellen." Dass sie das System und damit die Legitimation der Studierendenvertretungen angreifen, begründen sie damit, dass in den Bildungsveranstaltungen von linken Studierendenvertretungen

gen der Kapitalismus und damit die Marktwirtschaft systematisch in Frage gestellt wird. Die LHG steht wie die FDP jedoch genau dafür ein.

Trotz ihrer Forderungen lassen sie sich in die studentischen Parlamente wählen. Sie vertreten dort die Interessen ihrer Wähler*innen. Das ist in der parlamentarischen Demokratie so angelegt, selbst wenn sie das Ziel haben, an dem System gar nicht beteiligt sein zu wollen. Mit einem Austritt aus der verfassten Studierendenschaft würden sie zudem faktisch auch eine, auf in Teilen solidarischen Prinzipien aufbauende, Gemeinschaft aufkündigen. Besonders für Studierende, die finanzielle Schwierigkeiten haben, sind die Mittel der Studierendenschaft teilweise ein existenzieller Pfeiler, beispielsweise beim Härtefallfonds.

Das heißt im Umkehrschluss aber nicht, dass die studentische Selbstverwaltung nicht eine Emanzipation von der parlamentarischen Demokratie nötig hätte. Zweieinhalb Jahre hat das Parlament über eine Antragsfrist von bis zu 7 Tagen vor einer Sitzung diskutiert. Nun hat man sich auf 3 Tage geeinigt. Zweieinhalb Jahre Diskussion an jedem Inhalt vorbei. Die Listen, die diese Debatte vorangetrieben haben, behaupten von sich oft, sich "zum Wohle aller Studierenden" einzusetzen oder eine ideologiefreie Stimme zu sein, die sich für die gesamte Studierendenschaft einsetzt statt "nur für bestimmte Gruppen."

Die Probleme der studentischen Parlamente

Was sie meinen, sind aber die Interessen ihrer Wähler*innen. Die sprachliche Homogenisierung der Studierendenschaft zeigt, dass eine konkrete inhaltliche Auseinandersetzung vermieden wird. In einer diversen Gesellschaft gibt es niemanden, der alle Interessen oder die gesamte Studierendenschaft vertreten kann. Unterschiedliche Interessen sind auch unterschiedlich, weil sie sich teilweise unvereinbar gegenüber stehen. Wer gegen den Klimawandel kämpft, kann nicht ernsthaft glauben, dass mehr Parkplätze dazu einen Beitrag leisten werden.

Statt öfter über Inhalte zu sprechen, beispielsweise den Klimawandel, gesellschaftlichen Rechtsruck, bildungspolitische Utopien, Mobilitätswende, BAföG, Feminismus und lokale Hochschulthemen wie das Studierendenwerk, die Bibliothek oder den Mensabau, bestimmen im StuPa Transparenz-Debatten das Bild. Statt politischer Selbstorganisation gibt es Forderungen nach immer mehr Verwaltungsaufgaben. Niemand wird mit Live-Streams, Veranstaltungskalendern, mehr Ausschüssen und einem HoPo-ABC Menschen organisieren.



Die Neoliberale Zukunft der Hochschulen, präsentiert von Christian Lindner. [Symbolfoto: dpe]

Studentische Selbstverwaltung braucht Emanzipation

Unerwähnt kann nicht bleiben, dass im Studierendenparlament auch sinnvolle Dinge getan werden. An der UDE wurden so die Einführungen von Kulturtickets und die Kooperation mit Nextbike verabschiedet. Zudem gibt es Anträge zu kritischen Bildungsveranstaltungen. Das Problem an vielen sinnvollen Angeboten ist der Dienstleistungsgedanke. Der spielt auch in linken Ästen zunehmend eine Rolle. Statt sich zu organisieren, wird oft nur verwaltet. Die studentische Selbstverwaltung ist derzeit eher ein Ort, von dem die meisten Parlamentsmitglieder glauben, sie müssten nur genug Dienstleistungen anbieten und Überzeugungsarbeit leisten. Dieses Denken hat die Hochschulpolitik aber in den Abgrund geführt, in dem sie besonders an der UDE steckt.

Was einen Fortschritt bringen könnte, wären stärkere Selbstorganisation anstatt der Kommunikation zwischen oben und unten. Statt sich der nächsten Erhöhung des Semesterticketpreises zu beugen, könnte man sich in einer politischen Offensive für ein günstigeres Ticket organisieren. Und wenn es für diese Größe der Auseinandersetzung gerade nicht reicht: **Wer das KKC wieder eröffnen will, muss es auch zu einem Dreh- und Angelpunkt seiner politischen Inhalte machen.**

Wirkmächtig waren Studierende, wenn sie sich organisiert haben. Über 10 Jahre nach dem bundesweiten Bildungstreik von hunderttausenden Menschen könnte man zu diesen Wurzeln zurückkehren. Die Krise in der Hochschulpolitik wird jedoch nicht eingefangen, wenn man bis 3 Uhr morgens im Senatsaal auf dem Essener Campus hängt und über Antragsfristen, Live-Streams und Protokolle streitet. Wer glaubt, Hochschulpolitik müsse nur wieder „attraktiv“ werden, wird die studentische Selbstverwaltung nicht retten können. [dpe]

Perfektion und Chaos



Otoboke Beaver in Nijmegen [Foto: ekn]

Dass Bands aus Japan ihren Weg Richtung Europa finden, ist selten. Im Februar waren zumindest die Gruppen Babymetal und Otoboke Beaver zu Gast im Westen. Impressionen zweier Konzerte von Bands, die nicht unterschiedlicher sein könnten.

Manche Dinge klingen in der Theorie so absurd, dass sie in der Praxis nicht zusammenpassen sollten. Wie Erdnussbutter-und-Marmeladen-Sandwiches. Bei Babymetal ist es ähnlich. **Drei tanzende japanische Frauen, die zu schweren Metal-Tönen poppige Melodien singen.** Trotz oder gerade wegen dieser ungewöhnlichen Kombination sind Babymetal weltweit erfolgreich geworden. Während sie am Anfang ihrer Karriere noch Schokolade oder das Geräusch eines heiter schlagenden Herzens am Morgen besangen, sind sie mittlerweile zu einem ernstzunehmenden Act in der Metalwelt geworden. Am 13. Februar spielte das Trio im Kölner Carlswerk Victoria.

Wie erwartet lässt sich ihre Show mit einem Wort zusammenfassen: Perfektion. „Die höchste Vollendung in der [technischen] Beherrschung“, so der Duden. Die Wurzeln der Band liegen in der japanischen

Idol-Kultur – die fernöstliche Antwort auf den westlichen, weiblichen Popstar. Idols bedienen das realitätsferne und antiquierte Stereotyp einer femininen, makellosen Frau; sind das personifizierte Idealbild der konservativen moralischen Werte Japans. Sie haben einen festen Platz in der gesamten japanischen Popkultur-Landschaft und sind von Beginn ihrer Karriere an perfektionistischem Drill ausgesetzt.

Das Ergebnis dieser rigorosen Ausbildung zeigten Babymetal in einer zirka sechzigminütigen Performance. Moametal und Rihometal, die Tänzerinnen und Backgroundsängerinnen der Gruppe, lächelten ununterbrochen – trotz der sichtbar anstrengenden Choreografien. Bei Sängerin Su-Metal, die ebenfalls an Teilen der Choreografien teilnimmt, saß jeder Ton wie auf einem handgefertigten Thron – wenngleich sie hier und da minimal neben dem Takt sang. Wie üblich trug die Band ihre maßgeschneiderten, mit Pailletten besetzten Bühnenoutfits und penibel gestylte Haare.

Klara* hatte vor dem Konzert keine Berührungspunkte mit der Band; besuchte das Konzert lediglich auf Empfehlung eines Freundes. Nach dem Auftritt war sie sich nicht sicher, was sie besser fand: die Show oder die Rezeption des Publikums. „Während der ers-

ten drei Lieder war ich regungslos mit einem breiten Grinsen im Gesicht. **Ich war so begeistert von diesen bärtigen, schwarz gekleideten Zwei-Meter-Männern, die zu dieser Sailor-Moon-Metal-Musik gehüpft sind und sich gefreut haben**“, erzählt sie lachend.

Ohne merklich Luft zu holen ergänzt Klara: „Die Band ist wohl das Allerniedlichste auf der Welt. Auf Metal so eine süße Melodie zu singen und dabei so eine coole Choreo zu tanzen, ist eigentlich unfassbar.“ Zwar ist die Musik Babymetals nichts, was sie sich abseits der Liveshows regelmäßig anhören könnte. Allerdings wäre sie aufgrund der Show für weitere Konzerte bereit: „Ich werde mir die Band auf jeden Fall nochmal bei Rock im Park anschauen“, versichert Klara.

We are Otoboke Beaver

„Punk ist tot“, sagen die einen. „Punk legt nur eine Pause ein“, die anderen. Vielleicht ist Punk an einem Ort, an dem sie einfach nie gesucht haben: Japan. Und zu Besuch in den Niederlanden. Die vierköpfige, ausschließlich aus Frauen bestehende Hardcore-Punkband Otoboke Beaver aus Kyoto legte am 14. Februar einen Stopp im Kultclub Doornroosje in Nijmegen ein.

Nach und nach betraten die Bandmitglieder die Bühne. Eines ihrer Markenzeichen fiel schon hier auf: **die bunten Kleider, deren Muster an Tapeten der Siebziger erinnern**; jedes Kleid einer anderen Farbe. Dazu schreiendes, grellbuntes Makeup. Gitarristin Yoyoyoshie und Bassistin Hiro-chan werkelt an ihren Effektpedalen und stimmten ihre Instrumente. Drummerin Kahokiss testete, ob ihr Schlagzeug für die Show bereit ist. Währenddessen wärmte sich Sängerin Accorinrin auf der Bühne mit Yogaübungen auf. Ihr war es sichtbar gleichgültig, wer oder wie viele Leute ihr unter den Rock schauen konnten. Apropos schreien: Wie auch Babymetal spielten Otoboke Beaver zirka sechzig Minuten lang. Sechzig Minuten voller stimmbandzerfetzender Schreie und augenbrauenverwendend schneller Instrumente.

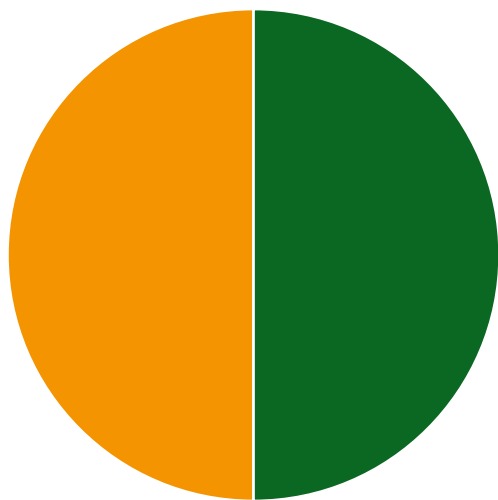
Fabian* lernte Otoboke Beaver durch ein YouTube-Video des Musikkritikers Anthony Fantano kennen. Obwohl er Punk normalerweise nichts abgewinnen kann, avancierte die Band schnell zu einem seiner neuen Lieblingsacts. „Otoboke Beaver sind so viel mehr als Punk. Im Ersteindruck wirkt die Musik wie Chaos. Aber mit jedem weiteren Hören stechen die Feinheiten hervor“, meint er. Fabian fügt hinzu: „Zudem enthalten viele Songs spannende Umbrüche und Experimente, die sich an Einflüssen anderer Genres bedienen.“

Neben der Musik hat ihn auch die Performance begeistert: „Liveshows mit rauer Energie gibt es zuhauf. Dennoch ist es noch einmal etwas gänzlich anderes, wenn vier japanische Frauen die Bühne aufräumen.“ Ähnliches schien sich das restliche Publikum zu denken. Zu meiner Rechten gab sich eine stetig steigende Zahl Leute Ellenbogenküsse im Moshpit. Vor mir spielte ein junger Mann zeitweise Luftschlagzeug. Auf allen Gesichtern, die ich sehen konnte, zeichnete sich eine sichtbare, nahezu kindliche Begeisterung beim Anblick des tobenden Sturms auf der Bühne ab. Dass wahrscheinlich niemand nur eines der Wörter, die aus den Boxen dröhnten, verstand, spielte keine Rolle. Songtitel wie *6 day working week is a pain* oder *Love is Short* vermittelten den Besucher*innen eine ausreichende Vorstellung über den Inhalt der Texte. **Braucht es dann mehr als vier wütende Frauen, die sich ihren Frust aus dem Körper schreien?** Ich denke nicht. [ekn]

*Namen von der Redaktion geändert

!Vom Stammtisch%

Wer besucht Konzerte japanischer Bands?



■ Normale Leute 50%

■ Normale Leute mit ungewöhnlicher Kleidung 50%

Japanische Musik fristet im Westen immer noch weitestgehend ein Nischendasein. Der Horizont fernöstlicher Komposition endet bei den meisten wahrscheinlich bei den Anime-Intros ihrer Kindheit. Bei den besonders Verwegenen vielleicht sogar in Originalsprache. Glücklicherweise steigt die Popularität japanischer Musik dank des Internets und positiver Kritiken der Musikfachpresse langsam, aber stetig. Aber wer geht zu solchen Shows? Überraschung: **nicht nur die Nerds, die die Anime-Intros ihrer Kindheit in Originalsprache mitsingen können.** Sondern ganz normale Leute. Warum sollte Musik aus einem anderen Kulturkreis nur von WeirDOS gehört werden? Natürlich sind manche Besucher*innen auffälliger als andere. Sei es durch mit Bandpatches zugetackerte Kutten, wie bei Babymetal, oder den „Latest Vogue Trends“, wie bei Otoboke Beaver. Ja, ausgerechnet bei einer japanischen Punkshow war das Publikum fast schon avantgardistisch gekleidet. Um gute Musik zu genießen, braucht niemand einen Grund oder unkonventionelle Interessen. [ekn]

K21-Ausstellung rückt strukturelle Diskriminierung in den Fokus

Unter dem Titel „I'M NOT A NICE GIRL!“ zeigt die Kunstsammlung Düsseldorf im K21 bis zum 17. Mai die Arbeiten von vier US-amerikanischen Künstlerinnen: Eleanor Antin, Lee Lozano, Adrian Piper und Mierle Laderman Ukeles. Zwischen 1930 und 1948 geboren, setzen sich die vier Frauen in ihren Werken mit bis heute relevanten sozialpolitischen und feministischen Themen auseinander. Das Besondere: Seltene oder nie gezeigte Archivmaterialien werden von den Künstlerinnen mit einem kritischen Blick neu gelesen.

Die 1961 gegründete Landesgalerie Düsseldorf hat sich mittlerweile bis weit über die Grenzen Nordrhein-Westfalens hinaus einen Namen gemacht. In den zwei Häusern K20 und K21 zeigt die unter Kunstkennner*innen als „heimliche Nationalgalerie“ bekannte Sammlung jedoch nicht einzelne künstlerische Strömungen, sondern befasst sich bis heute mit herausragenden Einzelwerken international renommierter Künstler*innen. Dazu zählt auch die Ausstellung „I'M NOT A NICE GIRL!“, die seit dem 18. Januar im K21 zu sehen ist.

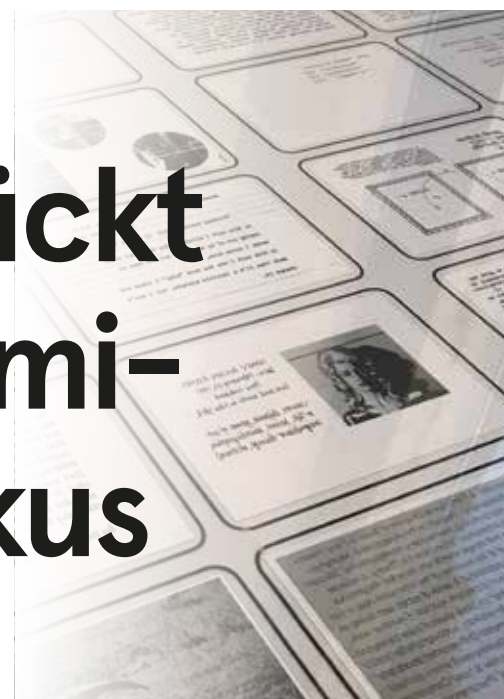
Konzeptkunst im Fokus

Vier US-amerikanische Konzeptkünstlerinnen haben hierfür bisher unveröffentlichte Dokumente aus dem Archiv Dorothee und Konrad Fischer als Ausgangspunkt für ihre Werke neu gelesen und inszeniert. Konrad Fischer war der erste Galerist, der Minimal

und Concept Art in Deutschland eine Bühne bot und bekannt machte. Mit Ehefrau Dorothee baute er – finanziert von ihrem Lehrerinnengehalt – zeitlebens eine bis dato unbekannte Sammlung zeitgenössischer Kunst und ein Archiv mit zahlreichen Korrespondenzen zu namhaften Künstler*innen auf. Gerade die Dokumentation dieses Schriftverkehrs spielt in „I'M NOT A NICE GIRL!“ eine wichtige Rolle. Denn sie belegt, dass Fischer bereits in den 1960er und 70er Jahren Kontakte zu Konzeptkünstlerinnen pflegte, diesen jedoch in seinem Ausstellungsprogramm kaum eine Rolle zuschrieb.

Mit Eleanor Antin, Lee Lozano, Adrian Piper und Mierle Laderman Ukeles haben für die Ausstellungen vier feministische Künstlerinnen einzelne Archivdokumente mit einem systemkritischen Blick entschlüsselt und darauf basierend eine Ausstellung konzipiert, in der jede von ihnen einzelne Aspekte struktureller Diskriminierung offenlegt und durch die eigenen Werke nahbar macht.

Mierle Laderman Ukeles beschäftigt sich mit „Wartungsthemen“, ihrer Interpretation von vorwiegend weiblicher Care-Arbeit. Eines ihrer bekanntesten Projekte „Touch Sanitation“ zeigt das Händeschütteln mit 8.500 Arbeitnehmer*innen des New York Department of Sanitation (Straßenreinigung) und ihre Danksagung: „Danke dafür, dass ihr New York City am Leben erhaltet.“ Fotos und Schriftstücke des Projekts können Besucher*innen nun in Düsseldorf betrachten. Adrian Piper schlägt einen anderen Weg ein: als Doktorin der Philosophie betrachtet sie in ihren Werken vor allem die Grenzen des Selbst und die Konti-



nuitäten und Diskontinuitäten individueller Identität in sozialen und politischen Kontexten. Ihre Fotoreihe „Catalysis“ etablierte ab 1970 erstmals Themen wie ethnische Herkunft und Genderfragen in der Konzeptkunst und ist nun ebenfalls im K21 ausgestellt.

Was die Ausstellung leistet

Was alle vier Künstlerinnen verbindet, ist die Offenlegung und Erörterung systematischer Benachteiligung von Frauen* in der Kunstszene sowie der Gesellschaft der 1960er und 70er Jahre. Den roten Faden bildet in diesem Zusammenhang die kritische Auseinandersetzung mit den Schriftstücken aus dem Fischer-Archiv. Die Ausstellung ist radikal, weil sie Werke zeigt, die zu ihrer Entstehungszeit (zwischen 1961 und 1979) bereits laut und deutlich auf die sozialpolitische Brisanz struktureller Diskriminierungsmechanismen aufmerksam machten und bis heute nicht an Relevanz verloren haben.

Dabei setzen Antin, Lozano, Piper und Laderman Ukeles ganz unterschiedliche Akzente ohne jedoch den Bezug zur Realität – repräsentiert anhand der Archivalien – zu verlieren. „I'M NOT A NICE GIRL!“ schafft es, noch immer wichtige Fragen zu stellen und bricht dabei mit gesellschaftlich verankerten, feministischen Stereotypen. Antworten auf diese Fragen zu finden, steht und fällt am Ende allerdings mit dem kritischen Blick der Betrachter*innen.

Weil die Ausstellung bis ins kleinste Detail auf die vorliegenden Archivdokumente abgestimmt ist, müssen Besucher*innen Zeit und ein waches Auge mitbringen. Denn die Wirkkraft der Ausstellung entwickelt sich gerade in den Einzelheiten, nicht in der Zurschaustellung beeindruckender, erschlagender Werke. Wer Zeit und Ruhe mitbringt, um sich in jedes Ausstellungsstück zu vertiefen, sich einen eigenen Weg durch die Konzepte bahnt und offen dafür ist, die eigenen gesellschaftlichen Vorstellungen angefochten zu sehen, ist mit „I'M NOT A NICE GIRL!“ letztlich mehr als gut beraten. [jab]

Die Ausstellung läuft noch bis zum 17. Mai 2020, der ermäßigte Eintrittspreis für Studierende beträgt 6 Euro. Profi-Tipp: Jeden 1. Mittwoch eines Monats ist der Eintritt ab 18 Uhr frei.





Studieren mit Stipendium: Kein Einschnitt nötig

Seit Oktober 2019 studieren 316 Stipendiat*innen an der Universität Duisburg-Essen (UDE). Doch wie entscheidet die Uni, wer gefördert wird? Wir haben mit einer Stipendiatin gesprochen, die vom Bewerbungsprozess berichtet

und einen Einblick in ihren Studienalltag gibt. Außerdem erzählen zwei Expert*innen der UDE über das Vergabeverfahren, wer der Uni die Fördergelder zur Verfügung stellt und sie räumen mit einem Klischee auf.

Text und Fotos: Lena Janßen
Illustrationen: Paulina Kunze

Vicky* ist 22 Jahre alt und hat eine Ausbildung zur Kinderkrankenschwester gemacht. Nachdem sie die Ausbildung abgeschlossen hatte, entschied sie sich, ihr Abitur nachzuholen und ein Studium zu beginnen. Seit dem Wintersemester 2019/20 studiert sie Psychologie an der UDE. Als ihr bewusst wurde, dass sie sich ein Studium nicht leisten kann, ohne weiterhin in Vollzeit als Kinderkrankenschwester zu arbeiten, begann sie im Internet nach Finanzierungsmöglichkeiten zu recherchieren: So entdeckte sie die Möglichkeit, sich für ein Stipendium zu bewerben.

„Ich habe mir angeschaut, welche Förderwerke es gibt und mich dann bei der Hans-Böckler-Stiftung beworben“, erzählt sie. „Das ist eine der größeren Stiftungen.“ Die Hans-Böckler-Stiftung ist ein gewerkschaftliches Begabtenförderungswerk des Deutschen Gewerkschaftsbundes, kurz DGB. Sie fördert Menschen, die sich vor allem sozial, politisch und ehrenamtlich engagieren, sehr gute bis gute Noten schreiben und beispielsweise aus nicht-akademischen Haushalten kommen.

Das traf teilweise auch auf Vicky zu: „Ich habe als Jugendliche in der offenen Kinder- und Jugendhilfe als Ehrenamtlerin gearbeitet. Nun habe ich vor kurzem bei Start with a friend angefangen, einem Verein, der sich für Flüchtlinge einsetzt.“ Der Fokus auf das ehrenamtliche Engagement und das Ziel der Stiftung, Menschen aus bildungsbenachteiligten Gruppen zu unterstützen, zum Beispiel Personen aus Arbeiter*innenfamilien, bewegten Vicky schließlich dazu, sich für eine Bewerbung bei der Hans-Böckler-Stiftung zu entscheiden. Ihr Notendurchschnitt war für sie kein Problem: „Mein Abschnitt war sehr gut, er lag im Einserebereich. Das ist aber kein Muss. Es kommen bei einer Bewerbung drei Komponenten zusammen: Ehrenamt, der persönliche Werdegang und die Noten.“

Das Deutschlandstipendium an der UDE

Rilana Decker ist Koordinatorin des Stipendienprogramms der UDE. Sie kümmert sich um alle Belange rund um das sogenannte Deutschlandstipendium an der Universität. Sie ist dabei für die Betreuung und Akquise der Fördernden verantwortlich, fungiert als

Ansprechpartnerin für die Stipendiat*innen und pflegt den Kontakt zum Bundesministerium für Bildung und Forschung.

Sie bestätigt Vickys Aussage, dass ein Einsere-Durchschnitt für ein Stipendium nicht immer nötig sei: „Generell sollten Studierende gute bis sehr gute Leistungen in ihrem Bachelor- oder Master Studium vorweisen. Da das Stipendium allerdings kein reines Leistungsstipendium ist, wird auch Wert auf außeruniversitäre Tätigkeiten gelegt.“ Das könne dann ein Ehrenamt sein, eine langjährige Mitgliedschaft in einem Verein oder ein anderes gesellschaftliches Engagement. Auch die familiäre und die soziale Situation würden berücksichtigt, erklärt Decker. „Das bietet Studierenden die Chance, sich auch bei nicht ‚sehr guten‘ Noten durch soziales Engagement zu qualifizieren.“

Im aktuellen Förderungszeitraum studieren 286 Hochschüler*innen der UDE mit Hilfe der Unterstützung des Deutschlandstipendiums. 30 weitere Studie-



Im Internet gibt es eine Menge Informationen zum Thema Stipendium.

rende werden, laut Ministerium für Kultur und Wissenschaft Nordrhein-Westfalen, an der UDE durch andere Förderwerke finanziell unterstützt. Das Deutschlandstipendium ist der zweitgrößte Stipendiengeber im Ruhrgebiet. Für Decker zeichnet es sich im Besonderen dadurch aus: „Jede*r kann sich bewerben und die Auswahl wird nicht ausschließlich über die Noten getroffen. Zudem wird das Stipendium unabhängig von BAFÖG und Einkommen vergeben.“ Darüber hinaus finde der Vergabeprozess frei von religiösen, politischen, wirtschafts- oder gewerkschaftsorientierten Strömungen statt.

Seit mittlerweile zehn Jahren vergibt die UDE das Deutschlandstipendium und konnte 3.394 Studierende in diesem Zeitraum fördern. Anlässlich des zehnjährigen Jubiläums gab es Anfang Februar eine feierliche Veranstaltung. „Jedes Jahr gibt es eine Stipendienfeier, zu der alle Fördernden und Stipendiat*innen eingeladen sind. Dieses Jahr gab es eine spezielle Feier im Landschaftspark-Nord“, erzählt Decker. Nach einigen Reden, unter anderem von UDE-Rektor Ulrich Radtke und einigen Fördernden und Stipendiat*innen tauschten sich die Gäste in entspannter Atmosphäre aus. „Damit führt das UDE-Stipendium bei Interesse nicht nur zu einer finanziellen, sondern auch zu einer ideellen Förderung“, so Decker.

Die Stipendiat*innen bekommen im Monat von den Förderwerken 150 Euro. „Möglich wird dies durch das Engagement privater Förderer und regionaler Vertreter von Unternehmen zusammen mit dem Bundesministerium für Bildung und Forschung“, berichtet Decker. Es handele sich um eine komplementäre Finanzierung, sogenannte „matching-funds“. Dabei fördern ein Unternehmen oder eine Privatperson eine*n Student*in für mindestens ein Jahr. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung steuert zusätzliche 150 Euro bei, sodass am Ende ein Betrag von 300 Euro im Monat entsteht.

Innerhalb eines Quartals, also alle drei Monate, bekommen die geförderten Studierenden den Betrag

von 900 Euro ausgezahlt. Die gesamte Förderungssumme beläuft sich also auf 3.600 Euro im Jahr. Der Förderungszeitraum beginnt jedes Jahr im Oktober und Studierende werden dann in einem Abschnitt von einem Jahr gefördert. Danach müssen sie sich für eine Verlängerung der Unterstützung erneut bewerben. Die Bewerbungsphase findet meist im Juni oder Juli und ausschließlich online statt.

Nicht nur finanzielle Förderung, sondern auch ideelle

Auch Vicky spricht nicht nur von einer finanziellen Unterstützung, sondern auch von der ideellen Förderung, die sie durch die Stiftung erfährt. Während der laufenden Prüfungsphase erhielt sie Beistand durch Aufbau-seminare: „Es gibt verschiedene Angebote, um die eigenen Schlüsselkompetenzen auszubauen. Zum Beispiel in Statistik habe ich super viel Hilfe von der Stiftung bekommen“. Neben dem Beistand bei fachbezogenen Themen, bietet die ideelle Förderung die Möglichkeit, an diversen Seminaren, Exkursionen, Workshops und Projekten teilzunehmen. Diese sollen die Stipendiat*innen herausfordern und über ihr gewähltes Fachstudium hinaus bilden.

Unter anderem wird Vicky auch direkt vor Ort von einer Vertrauensdozentin betreut, die sie schon von ihrem Bewerbungsprozess kennt. An sie kann Vicky sich wenden, wenn sie Schwierigkeiten im Studium oder etwas auf dem Herzen hat. „Ich kann jederzeit einen Termin für ein Gespräch vereinbaren und über Dinge sprechen, die mich gerade bewegen. Wenn ich Probleme mit einem Professor habe, durch eine Prüfung gefallen bin oder unter Druck stehe. Es ist sehr hilfreich, eine direkte Ansprechpartnerin zu haben. Vor allem auch eine, die sich gut mit der Uni auskennt.“

Die Vertrauensdozent*innen lernen die angehenden Stipendiat*innen während der Bewerbungsphase kennen. Nachdem man sich für das passende Förderwerk entschieden hat, reicht man dort die Bewerbungsunterlagen ein. „Bei der Hans-Böckler-Stiftung gab es eine Art Online-Maske, über die ich dann eine Menge Fragen beantworten musste, zum Beispiel

über mein ehrenamtliches Engagement“, schildert Vicky den Verlauf ihrer Bewerbung. Zusätzlich musste sie verschiedene Unterlagen einreichen, wie ihr Abiturzeugnis, Belege für ihre ehrenamtliche Arbeit und welche Ausbildung sie abgeschlossen hat. Nach zwei Monaten bekam sie dann die erste Rückmeldung der Stiftung. Vicky wurde zu einem Gutachter*innengespräch gebeten. Dort lernte sie ihre Vertrauensdozentin kennen. Nach dem Gespräch mit ihrer Gutachterin bekam sie die Einladung zu einem Auswahlgespräch in Düsseldorf und im Sommer die endgültige Zusage für ihr Stipendium.

Laut Decker können sich alle an der UDE immatrikulierten Studierenden für ein Stipendium bewerben, unter der Voraussetzung, dass sie sich in der Regelstudienzeit befinden oder den Beginn eines Studiums zum Wintersemester anstreben. Sie erwähnt allerdings zusätzlich:

„Falls Abweichungen von der Regelstudienzeit aus studienrelevanten Gründen hervorgehen, wie ein Praktikum oder ein Auslandssemester, kann gegebenenfalls dennoch ein Stipendium gewährt werden.“

Das Projekt „Studienkultur Ruhr“

Die UDE bietet zudem für interessierte Studierende die Möglichkeit, an Informationsveranstaltungen des Akademischen Beratungszentrums (ABZ) teilzunehmen. Das Programm „Stipp Stipp Hurra“ bietet nicht nur sämtliches Infomaterial an, sondern veranstaltet auch Seminare und Workshops, die beim Ausfindigmachen des richtigen Förderwerks und beim Bewerbungsprozess helfen sollen. Außerdem wird durch die Teilnahme am Sommerfest der UDE oder den Erstsemesterveranstaltungen Präsenz an den Campussen gezeigt. „Bei einem Besuch dieser Veranstaltungen bietet es sich nicht nur an, sich über das Stipendienprogramm zu informieren, sondern uns gegebenenfalls auch Fragen zu unklaren Themen zu stellen“, macht Decker klar. Zudem würden während der Bewerbungsphase auch die Social-Media-Kanäle, wie Facebook und Instagram,

Kassensturz



aktiver bespielt.

Studierende im Ruhrgebiet erhalten im bundesweiten Vergleich weniger Förderung durch Stipendien. Das belegt die „Stipendienstudie 2016 – Bildungsförderung im Ruhrgebiet: Ungleichheiten im Zugang zu Stipendien der Mercator Stiftung und mystipendium. Sie zeigt, dass die Quote von Studierenden mit Stipendium im Ruhrgebiet mit 18,7 Prozent deutlich unter dem Durchschnitt von Gesamtdeutschland liegt.

Hier findet ihr Informationen:

Die Universität Duisburg-Essen bietet auf verschiedenen Websites Auskünfte zum Thema Stipendium an. Informiert euch auf der Webseite der UDE über das Deutschlandstipendium. Auf der Seite www.stipendienkultur.de finden sich weitere Förderwerke und zusätzliche Informationen zur Stipendienvergabe im Ruhrgebiet. Außerdem finden regelmäßig Infoveranstaltungen an der UDE statt (Termine ebenfalls auf den Websites).

Im Jahr 2018 studierten bundesweit 27229 Personen mit einem Stipendium, davon 7835 in Nordrhein-Westfalen. An der UDE sind es seit dem aktuellen Wintersemester 316 Stipendiat*innen. Für Studierende im Ruhrgebiet gibt es seit einigen Jahren das Projekt „Studienkultur Ruhr“, an dem neben der UDE die Hochschule Bochum, die Ruhr Universität Bochum, die Fachhochschule

Dortmund, die TU Dortmund, die Hochschule Ruhr West und die Westfälische Hochschule Gelsenkirchen beteiligt sind. Es ist ein Projekt der Ruhr Futur GmbH, der Stiftung Talentmetropole Ruhr und des NRW Zentrums für Talentförderung. Unterstützt wird es von der Stiftung Mercator und der RAG-Stiftung.

Das Projekt „Studienkultur Ruhr“ soll folglich dazu dienen, das Bewusstsein und die Strukturen an Hochschulen im Ruhrgebiet zu stärken und neue Kooperationen zu schaffen. Bis 2022 will die UDE gemeinsam mit den anderen Hochschulen an einer neuen Stipendienkultur im Ruhrgebiet arbeiten und Studierende kommandieren noch besser darauf vorbereiten, sich erfolgreich für ein Stipendium zu bewerben.

Dr. Oliver Neuhoff arbeitet an der UDE für das ABZ und ist an dem Projekt „Studienkultur Ruhr“ beteiligt. Er erklärt die Zusammenarbeit der Hochschulen im Ruhrgebiet folgendermaßen: „Den Projektpartnern geht es darum, ein stärkeres Bewusstsein für Stipendien zu schaffen – bei potenziellen Stipendiat*innen genauso wie an den einzelnen Hochschulen selbst.“ Außerdem ginge es dabei um gute Beispiele in der Praxis – wie zum Beispiel der zahlreichen Workshops – und einen hochschulübergreifenden Austausch der Mitarbeiter*innen. Zudem werden auf der Homepage eine Fülle an Informationsmaterialien für Interessierte zur Verfügung gestellt.

Die Menge an Informationen im Netz haben auch Vicky weitergeholfen, sagt sie. Dort fand sie neben allen Bewerbungsfristen, den Vorstellungen der Förderwerke und anderen hilfreichen Angeboten auch die Anforderungen an Studierende mit dem Ziel, ein Stipendium zu erhalten. „Ich sollte möglichst in Regelstudienzeit studieren und ein Ehrenamt weiterhin durchführen. Ich arbeite auch weiterhin als Kinderkrankenschwester, in Form eines Minijobs“, erzählt sie.

Ob sie das hin und wieder unter Druck setzt? „Es besteht kein absoluter Notendruck. Wenn ich überall nur eine 4,0 schaffen würde, würde mir schon kritisch über die Schulter geguckt. Aber so ist es bei mir

aktuell nicht.“ Stattdessen empfindet sie die finanzielle Unterstützung als eine große Hilfe für ihren Alltag: „Ich kann mir eine Wohnung leisten und auch andere Bedürfnisse finanzieren.“ Der Hans-Böckler-Stiftung ist zusätzlich wichtig, dass das Engagement im ehrenamtlichen Bereich nicht das Engagement im Studium übertrifft, weiß Vicky: „Wenn das Ehrenamt zu viel fordert, dann lieber weniger ehrenamtliche Arbeit und mehr Zeit ins Studium investieren. Für mich persönlich ist es weniger Druck, eher eine sehr große Hilfe.“

Durch ihre guten Erfahrungen mit der Hans-Böckler-Stiftung würde sie auch anderen Studierenden raten, sich für ein Stipendium zu bewerben. Trotz des vorherrschenden Klischees, dass nur Student*innen mit Bestnoten eine Förderung durch eine Stiftung erhalten: „Das Menschen mit Stipendium immer einen Einschnitt haben, stimmt nicht. Ich würde das zwar erfüllen, aber ich kenne Stipendiat*innen, bei denen es nicht so ist.“ Ein Wandel im Denken über dieses Klischee würde sich auch Neuhoff wünschen: „Einen Notendurchschnitt von 1,0 zu haben, um für ein Stipendium in Frage zu kommen, ist eins der meist verbreiteten Vorurteile, die es zu diesem Thema gibt. Die Voraussetzungen für ein Stipendium und die Gewichtung dieser Voraussetzungen sind abhängig vom Stipendienggeber und können nicht einfach pauschalisiert werden.“

Mit Klischees aufräumen

Darüber hinaus betont Neuhoff, dass jedes Förderungswerk eine eigene Philosophie vertritt und andere Ziele verfolgt. Dahingehend fallen die Voraussetzungen an die Bewerber*innen oft unterschiedlich aus. Auch die Persönlichkeit der Bewerber*innen und das familiäre Umfeld spielen dabei eine Rolle: „Für viele Studierende ist ein ehrenamtliches Engagement neben dem Studium zeitlich nicht zu stemmen, da sie zum Beispiel im Elternhaus oder in der Familie stark eingebunden sind. Auch das zählt als Engagement und kann als Ausgleich zur Studienleistung hinzugezogen werden.“

Auch Vicky findet motivierende Worte: „Studierende, die ich kenne, haben einen Schnitt von 2,4 und studieren trotzdem mit Stipendium. Der Schnitt ist etwas schlechter, aber sie haben andere Qualifizierungen.“ So beschreibt sie, dass Kommiliton*innen sich unter anderem in der Vergangenheit deutlich häufiger ehrenamtlich engagiert haben oder es bei ihnen besondere autobiographische Vorkommnisse gab, die Einfluss auf ihre Bewerbung genommen haben. Wem vor dem Rechercheaufwand nach dem richtigen Stipendium graut, den*die kann

„Ich kann mir eine Wohnung leisten und andere Bedürfnisse finanzieren.“

Vicky beruhigen: „Ich würde wirklich Jedem empfehlen, sich zu bewerben. Es kostet nichts, es ist ein wenig Aufwand. Wenn man das Stipendium bekommt, dann weiß man es zu schätzen.“

Nach dem Bachelor könnte Vicky sich auch im Master, bis hin zu einer Promotion fördern lassen. Dafür müsste sie Weiterförderungsanträge einreichen. Auch ein Semester im Ausland würde die Stiftung mitfinanzieren. Doch so weit hat sie bisher nicht geplant.

*Name von der Redaktion geändert

Wie du dich für ein Stipendium bewirbst

Was brauche ich für eine gute Bewerbung?



Du denkst darüber nach, dich für ein Stipendium zu bewerben, aber bisher fehlen dir Informationen und Anhaltspunkte? Wir haben mit Dr. Oliver Neuhoﬀ und Jina Joseph Vazhavelil vom Akademischen Beratungszentrum (ABZ) der Universität Duisburg-Essen (UDE) darüber gesprochen: Was sind die ersten Schritte? Und wie geht es nach der Online-Bewerbung weiter?

Wer auf der Suche nach einem Stipendium ist, sollte sich zu Beginn der Recherche darüber informieren, welche bestehenden Förderwerke es gibt. Denn das Angebot ist groß und zwischen den Anforderungen der Förderer und den Kandidat*innen sollte es passen. Dabei geht es nicht ausschließlich um sehr gute und gute Noten, sondern auch um die Persönlichkeit der Bewerber*innen, ihr soziales Engagement und die familiäre Situation. So kommen zum Beispiel auch Menschen, die seit mehreren Jahren ein Ehrenamt ausüben oder aus einer finanzschwachen Familie stammen, für ein Stipendium in Frage.

Durch eine Art Markt der Möglichkeiten bietet das ABZ im Rahmen des Projektes „Stipp Stipp Hurra“ für interessierte Studierende die Gelegenheit, mit Fördernden, Expert*innen der UDE und anderen Stipendiat*innen vor Ort ins Gespräch zu kommen und erste Stipendiumsluft zu schnuppern. Dabei ist es möglich, die einzelnen Förderwerke kennenzulernen und Fragen zu stellen. Diese Veranstaltung findet zwei Mal jährlich an beiden Campussen statt. Zusätzlich bietet das ABZ eine Vielzahl von Infomaterialien auf der zugehörigen Webseite und ist im Rahmen der Orientierungswoche auf den Einführungsveranstaltungen der Erstsemester vertreten.

Die Workshops

Hauptsächlich bietet die UDE zur Vorbereitung auf den Weg ins Stipendium Workshops im Zuge des Projektes „Stipendienkultur Ruhr“ an. Hier kooperiert die UDE mit sechs weiteren Hochschulen im Ruhrgebiet. Es werden drei Workshops angeboten, die thematisch aufeinander aufbauen.

Der erste Workshop nennt sich „Wie finde ich mein passendes Förderwerk?“ Inhaltlich beschreibt Jina Joseph Vazhavelil ihn folgendermaßen: „Wir möchten den Stipendieninteressierten zunächst

einen Überblick über die Förderwerke verschaffen. Welche Förderwerke gibt es? Wie unterscheiden sie sich voneinander? Was sind meine Vorteile als Stipendiat*in und worauf sollte ich bei der Recherche achten?“ Nach dem ersten Workshop gehen die Teilnehmer*innen mit einem sogenannten Profil-Check-Bogen nach Hause. Dieser soll die Bewerber*innen dabei unterstützen, sich für das geeignete Förderwerk zu entscheiden.

Übung macht den*die Meister*in

Ist diese Entscheidung gefallen, muss ein Motivationsschreiben verfasst werden. Auch hier bietet ein Workshop Unterstützung an. Dr. Neuhoﬀ empfiehlt den Bewerber*innen, frühzeitig mit dem Schreiben zu beginnen, da viel Zeit und Energie investiert werden muss. Im zweiten Workshop bekommen die Interessent*innen dann Tipps und Tricks für das Motivationsschreiben an die Hand: „Dieser Workshop findet in Kooperation mit der Schreibwerkstatt der UDE statt, bei dem die Teilnehmer*innen den Aufbau und die Struktur eines solchen Schreibens kennenlernen und hilfreiche Leitfragen mit auf dem Weg bekommen.“ Wie kann ich meine Persönlichkeit bestmöglich präsentieren? Wie schildere ich meinen Werdegang ideal? Diese Leitfragen sollen als Unterstützung dienen, um im Schreiben die eigene Persönlichkeit, Werte und Ziele und die Gründe für eine Stipendiumsbewerbung in eigenen Worten darzustellen.

Wenn der Bewerbungsvorgang abgeschlossen ist, lässt sich die darauffolgende Zeit für die Vorbereitung auf ein Auswahlgespräch nutzen. Zu diesem Thema findet auch der dritte und letzte Workshop des ABZ statt. „Dort haben die Interessierten die Möglichkeit, potenzielle Anforderungen im Auswahlprozess kennenzulernen“, erläutert Neuhoﬀ. Dieser Workshop findet in Kooperation mit dem Forum für mündliche Kommunikation (FMK) statt. Die Teilnehmenden bekommen Gelegenheit, ein Vorstellungsgespräch zu üben, aktiv an Diskussionen zu fachfremden Themen teilzunehmen oder vor einer Gruppe zu referieren.

Wenn sich die Möglichkeit ergibt, lädt Joseph Vazhavelil auch Stipendiat*innen ein, die im Rahmen

der Workshops Fragen zum Bewerbungsprozess beantworten und von ihren eigenen Erfahrungen im Auswahlgespräch berichten: „Diese Möglichkeit, eine*n Stipendiat*in zu interviewen, wird sehr gerne genutzt. Teilnehmer*innen berichteten danach oft, dass sich durch das Gespräch mit einem*einer Stipendiat*in Hemmungen und Ängste abgebaut haben.“

Die Teilnahme an den Workshops muss nicht in der Reihenfolge stattfinden. Es kann immer der Workshop gewählt werden, der im Bewerbungsprozess gerade am sinnvollsten erscheint. Bei terminlichen Schwierigkeiten ist es außerdem möglich, die Workshops an einer der kooperierenden Hochschulen des Projektes „Stipendienkultur Ruhr“ (unter anderem die Ruhr Uni Bochum, die TU Dortmund oder die Westfälische Hochschule Gelsenkirchen) zu besuchen, statt direkt an der UDE. Es soll somit ein hochschulübergreifendes Informations- und Workshopangebot entstehen. Wichtig dabei ist die Homepage des Projektes, die als zentraler Anlaufpunkt und Informationsquelle dient. Dort finden sich auch alle Termine für die kommenden Workshops. Somit soll ein verbessertes,

Im Austausch miteinander können Hemmungen abgebaut werden.

strukturiertes Monitoring der Stipendientaten in der Region gewährleistet werden.

„Im Rahmen des Projekts möchten wir möglichst mit vielen verschiedenen Institutionen der UDE zusammenarbeiten. Dafür ist es wichtig, mit vielen Akteuren der UDE zu kooperieren, um das Thema mehr und mehr in den Alltag der Hochschule zu integrieren“, betont Joseph Vazhavelil. Denn das Ziel dieses Projekts sei es, bis zum Jahr 2022 eine Stipendienkultur an den Hochschulen im Ruhrgebiet zu schaffen. Zusammengefasst: Wer an der UDE oder an einer der kooperierenden Hochschulen im Ruhrgebiet studiert und sich für ein Stipendium interessiert, ist mit den Informationen und den vielfältigen Angeboten des Projektes „Studienkultur Ruhr“ bestens beraten und betreut. Auf geht's!

Fahrradfreundliches Essen

Das könnte unsere Städte besser machen. [Foto: sos]

Radfahren in Essen ist selten ein Vergnügen. Deshalb organisiert die Initiative RadEntscheid Essen ein Bürgerbegehren für eine bessere Fahrradinfrastruktur in der Stadt. Wir haben mit Klara vom RadEntscheid darüber gesprochen, was sie an der aktuellen Situation auf den Straßen nervt und wie das Bürgerbegehren daran etwas ändern könnte.

Schon ihr Weg an die Uni zum Interview ist für Klara ein gutes Beispiel dafür, was in Essen schief läuft: „Ich fahre immer das erste Stück ohne Fahrradweg. Da muss ich neben den Autos herfahren, die mir mal mehr, mal weniger Platz lassen“, erzählt sie. „Dann komme ich sogar auf eine Straße, auf der ein Fahrradweg ist, der ist aber sehr schmal. Gerade steht da ein Auto mit Warnlicht drauf. Ich muss also vom Radweg runter, komme in die Schienen und lege mich richtig lang.“ Das Ergebnis: Schmerzen, schlechte Laune und eine Acht im Reifen. Aus Klaras Sicht ist das nicht einfach nur Pech, sondern hat System. Essen ist keine fahrradfreundliche Stadt. „Das ist gefährlich und hält Leute davon ab, aufs Rad zu steigen“, kritisiert sie. Dagegen setzt sie sich jetzt mit circa 100 anderen Essener*innen ein.

„Der RadEntscheid ist ein Bürger*innenbegehren, mit dem wir uns für eine bessere Fahrrad-Infrastruktur in Essen einsetzen. Wir wollen, dass Menschen jeden Alters und unabhängig von Geschlecht und Fitness gerne und sicher Rad fahren.“ So stellt sich die Initiative online selbst vor. Sie haben sieben Forderungen für die Radinfrastruktur, beispielsweise sicherere und längere Radwege und mehr Stellplätze für Räder. **Im Sommer sollen sie mindestens 15.000 Essener*innen unterschreiben, 2,5 Prozent der Einwohner*innen.** Schafft man das innerhalb von drei Monaten, muss sich der Stadtrat mit den Forderungen befassen. Er prüft dann, ob das Begehren gültig ist. Ob er den Forderungen folgt, entscheidet er schließlich per Abstimmung.

Per Fahrrad zu mehr Gerechtigkeit und besserer Luft

„Der Rat kann die Unterschriften als großen Willen in der Bevölkerung sehen und die Forderungen einfach umsetzen“, erklärt Klara das Prozedere. „Oder er ist stur und tut nichts. Dann geht es in den Bür-

gerentscheid. Das ist eine richtige Abstimmung mit Wahlurne.“ Klara geht davon aus, dass der Rat es nicht darauf ankommen lässt. Auch, weil die Stadt, die 2017 Grüne Hauptstadt Europas war, ohnehin mehr Radverkehr will.

Die Stadt Essen hat sich im Rahmen dieses Konzepts im September 2019 das Ziel gesetzt, dass bis 2035 ein Viertel der täglichen Fortbewegung in der Stadt per Rad geschehen soll. „Dafür müssen bis zum Jahr 2035 täglich etwa 331.000 Fahrten mehr mit dem Fahrrad zurückgelegt werden. Dies bedeutet eine Steigerung von rund 240 Prozent im Vergleich zu heute“, so die Stadt in einer Pressemitteilung.

„Noch weiß aber niemand, wie das genau umgesetzt werden soll“, kritisiert Klara. Darum hat der RadEntscheid den Bürgerentscheid angestoßen und konkrete Forderungen gestellt. **Bis in einigen Monaten die Unterschriftensammlung startet, ist noch viel Organisatorisches zu tun, und die Initiative freut sich über Helfer*innen.** Klara findet, es ist höchste Zeit, dass sich in Essen etwas bewegt: „Wir haben keine Lust mehr, zu warten, bis sich von selbst etwas tut. Auch in Anbetracht der Klimakrise. Wir wollen das jetzt umgesetzt haben.“ [sos]

Geschlechterrollen dekonstruieren im Transformations-Café

Rollen erforschen [Foto: Peter Jacques]

Vor zwei Jahren gründete Jacqueline Grundner, Sozialarbeitende sowie angehende Kinder- und Jugendpsychotherapeut*in, das Transformations-Café. Es findet einmal monatlich im Veranstaltungsraum Lokal Harmonie statt. Hier ist ein Ort entstanden, an dem Personen eingeladen werden, aktiv mit Geschlechterrollen zu experimentieren.

Im Duisburger Stadtteil Ruhrort markiert eine Schneiderpuppe, geschmückt mit einer Regenbogenscharpe, den Eingang zum Lokal Harmonie. In der ehemaligen Eisenwarenhandlung findet an diesem Abend die Veranstaltung „Transformations-Café“ statt. **Den Blickfang in der Mitte des unverputzten Altbau-Raumes bildet eine ungeheure Menge Schminke, die auf mehreren zusammengeschobenen Tischen thront.** Davor ist eine Sitzzecke aufgebaut, dahinter eine kleine Bühne mit einem verlebten Klavier. Rechts stehen mehrere Kleiderständer und ein altmodischer Schminktisch. Linkerhand schmiegt sich eine dunkel gehaltene Bar in eine Nische, davor sind weitere Tische. Später wird einer von ihnen mit Hilfsmitteln bedeckt sein, die es braucht, um einen möglichst echt aussehenden Bart zu schminken.



Auf dem anderen werden Penis-Prothesen, Brustpolster sowie -binder ausgestellt sein. Doch gerade sind sie noch leer. Jacqueline Grundner, die das Café ins Leben rief, sowie einige ehrenamtliche Helfer*innen sind noch mitten im Aufbau. Vom vierköpfigen Team ist an diesem Weiberfastnachts-Donnerstag nur sie hier. „Unsere Drag-Queen im Team feiert heute Karneval“, lacht Grundner.

„Es ist ein Prozess, Stil selbstbewusst zu tragen“

Die Geschichte des Transformations-Cafés beginnt mit der seiner Gründer*in. „Ich wurde in einer Queer-Bar in Brüssel angesprochen und dazu aufgefordert, mal selbst an einem Drag-King-Workshop teilzunehmen“, erinnert sich Grundner. Anschließend lebte sie ein Jahr lang in der Rolle eines Mannes. Dabei erforschte sie in der Praxis sowie später in ihrer Bachelorarbeit, wie das männliche Geschlecht konstruiert wird. Sie fing an, selbst

Drag-King-Workshops zu veranstalten, dann ein offenes Drag-Café, das sich auch an Trans-Personen wandte. Sie habe anschließend versucht, wieder als Sozialarbeitende in psychiatrischen Kontexten zu arbeiten, doch die Beschäftigung mit Geschlechterrollen ließ sie nicht los. „Ich musste mich dem Thema widmen. Es gab aber nichts in der Art. Also musste ich selber etwas machen. Ich habe ein Gründungsstipendium gewonnen und damit das Angebot des Transformations-Cafés etabliert.“ schließt sie.

Ruhr-Universität Bochum-Studentin Alice gehört seit August 2018, als die Veranstaltung erstmals stattfand, zum Stammpublikum. Der Ankündigungstext habe sie zunächst skeptisch gemacht. „Möchtest du dein Geschlecht dekonstruieren?‘ klang etwas hochtrabend, wie von Gender Studies-Leuten, die es gut meinen, aber von Lebensrealität wenig Ahnung haben“, erinnert sie sich. Doch das Café überraschte sie positiv. **„In der Praxis war das vom ersten Moment an ein total cooler Raum hier.“** Es habe ihr dabei geholfen, das Thema Geschlecht praktisch auszuprobieren. „Es ist ein Prozess, Stil selbstbewusst zu tragen, es zunächst in sicheren Räumen wie hier ausprobieren zu können und es dann mehr und mehr in den Alltag zu integrieren“, erklärt sie. Inzwischen füllt sich das Lokal Harmonie. Personen probieren unterschiedliche Kleidung an und schminken sich gegenseitig. Grundner verhilft einigen Interessierten zu künstlichen Bärten. „Es wird einem hier nicht vorgegeben, was man macht, aber man bekommt immer Tipps und Rat und kann sich austauschen“, schließt Alice. [anchi]



Ein Ort für eure Sorgen

Wöchentlich finden in der Ombudsstelle des ABZ offene Sprechstunden statt. [Symbolfoto: pixabay]

Ihr habt Stress mit Dozierenden, werdet diskriminiert oder habt private Probleme, die euer Studium erschweren? Dann solltet ihr darüber nachdenken, euch an die Zentrale Ombudsstelle für Studierende der Universität Duisburg-Essen (UDE) zu wenden. Bei der Beschwerde- und Schlichtungsstelle des Akademischen Beratungszentrums (ABZ) kann euch geholfen werden.

Ein Vorteil der Ombudsstelle ist ihre Flexibilität. Jede Woche finden am Campus Essen und Campus Duisburg offene Sprechstunden statt. Während dieser Sprechstunden könnt ihr Dr. Marina Metzmacher eure Probleme und Sorgen schildern. Sie ist seit Oktober 2019 als Ombudsfrau an der UDE tätig. Anschließend wird sie mit euch das weitere Vorgehen festlegen, um eine Lösung zu finden. Wer nicht persönlich vor Ort sein kann, kann sich auch telefonisch oder via E-Mail beraten lassen.

Damit euer Anliegen bearbeitet werden kann, solltet ihr euch im Vorfeld selbst Informationen beschaffen, die bei der Problembewältigung helfen. „Hierzu gehört beispielsweise die gültige Prüfungsordnung. Im Fall von Konflikten um Prüfungssitu-

ationen sollten die Daten der Prüfungen, Namen von Modulen, Veranstaltung und Prüfer bekannt sein“, erklärt Metzmacher.

In sicheren Händen

Ferner betont sie, dass sie sich jedes einzelnen Falls angemessen annehmen wird: „Ich arbeite mich adäquat ein und gehe dann nach bestem Wissen und Gewissen vor. Hierzu gehört das Prüfen von Ordnungen, Kontakt mit Beteiligten und gegebenenfalls das Einholen von Stellungnahmen.“ Die Ombudsfrau kann sich zwar vermittelnd einsetzen, ihre Empfehlungen oder Ansichten sind aber nicht rechtlich bindend. Wenn ihr rechtsverbindliche Informationen oder Hilfe benötigt, empfiehlt Metzmacher, „ergänzend die Beratung eines Juristen in Anspruch zu nehmen.“

Ihr müsst nicht befürchten, dass eure Sorgen an die Ohren derer gelangen, die sie nicht hören sollen. Metzmacher versichert: „Die Beratung der Ombudsstelle ist vertraulich und basiert auf dem Grundsatz der Verfahrensfairness und Transparenz.“ Außerdem ist es möglich, Anliegen anonymi-

siert vorzubringen. Behaltet aber im Hinterkopf, dass eure Unimailadresse euren Klarnamen enthält.

Ergo wäre ein persönliches oder telefonisches Gespräch in diesem Fall der bessere Ansatz.

Wenn die Gespräche bei der Ombudsstelle keinen

Sprechstunden:

Campus Essen: To2 Soo Lo8

Freitags, 10-12 Uhr

Telefon: 0201 183-2116

Campus Duisburg: SG 092

Dienstags, 10-12 Uhr

Telefon: 0203 37-93801

Lösungsweg ergeben, heißt das nicht, dass ihr weiterhin allein mit euren Problemen seid. Die UDE verfügt über viele weitere Anlaufstellen wie das Akademische Auslandsamt. Ein weiterer Ansprechpartner kann auch das Studierendenwerk sein. Diese Stellen bieten jeweils

Services wie Karriere-, Sozial-, Finanz- oder psychologische Beratungen an. „Sofern sich in einem Gespräch, einer Mail oder Telefonat herauskristallisiert, dass die Unterstützung einer anderen Stelle passender ist, verweise ich gerne dorthin oder stelle gegebenenfalls einen Kontakt her“, so Marina Metzmacher. [ekn]

Husten, Schnupfen, Heiserkeit: Wenn nur Bettruhe hilft

Bettruhe und Tee gegen Grippe [Symbolfoto: MLK]

Kaum ist die Klausurenphase vorbei, schon steht eine Erkältung vor der Tür. Wer noch verschont geblieben ist, stellt spätestens am Karneval in der Kälte das Immunsystem auf die Probe. Die Welle der Erkältungen und Grippeerkrankungen nimmt wieder Fahrt auf. Doch was ist eine Grippe überhaupt genau? Und wie kann man sich am besten schützen, um die vorlesungsfreie Zeit nicht verschnupft im Bett verbringen zu müssen?

Bei diesem Wetter werden die öffentlichen Verkehrsmittel eher gemieden. Zwar sind Bus und Bahn beheizt und die Temperaturen deutlich angenehmer, als draußen im Wind zu stehen, dennoch verbergen sich in Menschenmassen Infekte. Ganz klassisch ist dabei die Erkältung, nicht zu verwechseln mit der Grippe.

Sonja*, Medizinstudentin aus Düsseldorf, kann den genauen Unterschied benennen. „Der Grippe-Virus kann auch Influenza-Virus genannt werden. Im Unterschied zu einer Erkältung sind bei einer Influenza nicht nur die Atemwege, sondern der gesamte Körper betroffen, wobei die Symptome abrupt auftreten. Bei einer Erkältung sind es hingegen meistens nur die Atemwege.“ Eine Grippe



äußert sich durch plötzliches Fieber, Muskel- und Kopfschmerzen und erst im Nachhinein setzt Reizhusten ein.

Die Besonderheit der Grippe ist die Mutation des Virus. Durch die alle 20 bis 30 Jahre auftretende Mutation, kann das Immunsystem den Erreger nicht mehr anhand der veränderten Antigene erkennen und automatisch dagegen ankämpfen. Wie kann solch einem Infekt vorbeugt werden, wenn der Körper immer wieder ausgetrickst wird?

„Impfung ist eine Art der Vorbeugung. Doch sie schützt nicht zu 100 Prozent, weil nur geschätzt werden kann, welcher Antigen-Typ in dem Jahr am meisten präsent ist“, so Sonja. Dennoch ist eine Impfung besonders für Risikogruppen, also Personen ab 60 Jahren, Schwangere und chronisch Kranke, zu empfehlen, da deren Immunsystem geschwächer ist. Laut des Bundesministeriums für Gesundheit sind die Monate Oktober und November die beste Zeit im Jahr, um sich impfen zu lassen. Bahn fahren während der Erkältungszeit, um die potenzielle Infektion zu vermeiden, ist schwierig. Was also tun, wenn die U-Bahnen voll sind und der nächste Nieser nicht allzu weit entfernt ist? Sonja

rät: „Jeder, der husten oder niesen muss, sollte es in ein Taschentuch tun. Wenn keins da ist, dann in die Armbeuge. Mit Infekten wie Erkältungen oder der Grippe infiziert man sich über Tröpfchen. Daher sollte jeder auf sein Umfeld achten.“

Antibiotika helfen nicht gegen Grippe

Wichtig ist, dass früh gegen den grippalen Virus vorgegangen wird. „Wenn Medikamente erst zu spät eingenommen werden, könnten sie eventuell keinen Effekt haben.“ Grippe wird durch Viren verursacht und unterscheidet sich damit von bakteriellen Infektionen. Antibiotika können somit keine Genesung oder Besserung hervorrufen. Da helfen nur Bettruhe und Schonung.

Alltagstipps sind zum Beispiel regelmäßige Händewaschen mit Seife oder das Wegwerfen von benutzten Taschentüchern. Auch das richtige Klima zuhause kann das Immunsystem stärken. Zu dieser Jahreszeit ist es zwar kalt, trockene Heizungsluft ist aber wenig hilfreich. Dem wirkt Stoßlüften entgegen und damit auch dem Austrocknen der Schleimhäute. „Dagegen ist auch das ausreichende Trinken von Wasser ratsam“, so Sonja. Genug Energie durch eine gesunde und ausgewogene Ernährung dient zur Unterstützung der Abwehrreaktion. Abschließend kann Sonja raten: „Wenn es dir nicht gut geht, dann bleib besser zu Hause. Ruhe ist das, was der Körper braucht, wenn er gegen Infekte ankämpfen muss.“ [mlk]

*Name geändert

So könnt ihr euch vor Phishing schützen

Angriff auf sensible Daten

[Symbolbild: jab]



Hinter harmlos aussehenden E-Mails, die vermeintlich von Dienstleister*innen oder Online-Shops verschickt werden, verbergen sich oft Phishing-Angriffe. Über einen Link werden Nutzer*innen auf falsche Websites gelockt, um dort sensible Daten preiszugeben. Auch Studierende stehen im Fadenkreuz solcher Angriffe. Woran man Phishing-Mails erkennt und wie man sich dagegen schützen kann, haben wir mit dem Zentrum für Informations- und Mediendienste (ZIM) und dem CISO der Uni Duisburg-Essen (UDE) besprochen.

Ob als Loginadresse, zur Kommunikation oder für die Wiederherstellung von Passwörtern – Mailadressen sind ein Dreh- und Angelpunkt der digitalisierten Welt. Gerade weil sie so vielseitig verwendet werden und Accounts verschlüsseln, in denen sensible Daten wie Kreditkarteninformationen hinterlegt sind, sind die Adressen und das dazugehörige Postfach von großem Interesse für Betrüger*innen. Eine einfache Methode, wichtige Daten auszuspähen, ist das sogenannte Phishing. „Begrifflich leitet sich Phishing von engl. password und fishing ab. Im ursprünglichen Sinne bezeichnet es also das Angeln nach Kennwörtern“, erklärt Marius Mertens, Informationssicherheitsbeauftragter (kurz CISO) der UDE. „Es gibt verschiedene Arten von Phishing. Der Klassiker ist eine Mail, die vorgaukelt, von einem bestimmten Dienst zu sein und mit einem Link auf eine falsche Website verweist, um dort an Informationen zu kommen“, ergänzt Martin Zeiler. Er ist IT-Sicherheitsbeauftragter des ZIM und weiß, welchen Hintergrund solche Phishing-Angriffe haben: „In der Regel steht als oberstes Ziel Geld, also dass Angreifer versuchen, sich zu bereichern. Ein zweiter Grund, besonders im universitären Umfeld, ist, an Forschungsergebnisse oder wichtige Dokumente zu gelangen.“

Gefahren von Phishing

Eine Problematik bei Phishing-Mails ist, dass Nutzer*innen häufig nicht unterscheiden können, ob es sich um eine gefälschte E-Mail handelt oder sie dem enthaltenen Link vertrauen können. „Es gibt

schlecht gemachte Phishing-Seiten, wo sofort erkennbar ist, dass sie keinerlei Ähnlichkeit zu bekannten Diensten haben. Aber es gibt natürlich auch besser gemachte Seiten, die das Nutzer-Interface von solchen Diensten komplett kopieren. Die erkennt man eigentlich nur daran, dass die Webadresse in irgendeiner Form anders ist als die gewohnte“, erläutert Zeiler. Marius Mertens gibt ein Beispiel: „Für die UDE haben wir die authentischen Webadressen *uni-due.de* und *uni-duisburg-essen.de*. Gut gemachte, aber falsche Webadressen wären zum Beispiel *universitaet-due.de* oder *udue.de* oder eine Schreibweise ohne Bindestriche, die versuchen, der Originaladresse ähnlich zu sehen.“

Nur anhand des Interface sei es für Nutzer*innen so gut wie unmöglich eine gefälschte Website zu erkennen. „Wenn die Verbindung zur Seite nicht verschlüsselt wird, könnte das ein Indiz sein. Rein optisch können die Websites jedoch exakt so aussehen wie das Original. Letztlich können alle Details, die man bei einer guten Website erwarten würde, von den Angreifern kopiert werden.“

Wie kann man sich schützen?

Sollten Nutzer*innen auf einen Phishing-Angriff hereinfliegen, können die Konsequenzen weitreichend sein. „Bei Phishing-Angriffen auf Studierende werden die Mailadressen häufig für Spam weiter genutzt. Das geht dann einher mit der Sperrung des Accounts durch uns. Unangenehmere Konsequenzen kann es haben, wenn Zugangsdaten zu kommerziellen Diensten wie Amazon abgefischt worden sind und darüber Bestellungen ausgeführt werden“, meint Martin Zeiler.

Letzteres könne im schlimmsten Fall nicht nur einen hohen finanziellen Schaden verursachen, führt Mertens aus. „Wenn Mailadressen als Wiederherstellungsadressen verwendet werden, kann über diese Funktion das Passwort zu anderen

Diensten geknackt werden. Je nachdem, wie viel Mühe sich ein Angreifer gibt, kann er sich sehr tief im Leben des Opfers verankern. Das kann bis zum kompletten Identitätsdiebstahl gehen.“

Der beste Schutz gegen Phishing-Angriffe sei eine gute Vorbereitung. „Am besten sollte man bereits vorher schauen, ob eine Mail vertrauenswürdig aussieht und ob an einem Link etwas auffällig ist, bevor man ihn aufruft“, gibt Mertens zu verstehen. Um die Folgen eines potentiellen Abfischens so gering wie möglich zu halten, seien Nutzer*innen mit zusätzlichen Sicherheitsvorkehrungen gut beraten. Ganz grundlegend „sollte man für jeden Account ein eigenes Passwort verwenden, sofern es angeboten wird, eine 2-Faktor-Authentifizierung nutzen oder für bestimmte Dienste eine extra eingerichtete Alias-Adresse verwenden“, meinen die Experten.

Doch was tun, wenn man bereits auf den Link in der Mail geklickt hat? Das alleine sei noch nicht brandgefährlich, erklärt Martin Zeiler. Habe man allerdings schon Daten preisgegeben, solle man „sofort das Passwort für den Dienst ändern, bei dem man reingefallen ist. Und danach auch bei den Diensten, wo man das gleiche Passwort verwendet hat. Diese Accounts dann auf Unregelmäßigkeiten prüfen, Kommunikationspartner in Kenntnis setzen und den eigenen Rechner auf Viren prüfen.“

Das Risiko, als Angehörige*r der UDE eine Phishing-Mail zu bekommen, sei hoch – trotz strenger Sicherheitsvorkehrungen und stetiger Verbesserung der Spam-Filter. „Sollten Sie eine Phishing-Mail erhalten haben, leiten Sie diese idealerweise an hotline.zim@uni-due.de weiter, mit der Mail im Anhang. Im Voraus können Sie die Mail mit den vorhandenen Meldungen auf der ZIM-Seite abgleichen und wenn diese schon gemeldet wurde, müssen Sie die Mail einfach nur noch löschen. Wenn Sie bereits geklickt haben, wäre ebenfalls die Hotline erster Ansprechpartner“, rät Mertens. Grundsätzlich gilt: „Die Angreifer halten sich immer auf dem Laufenden, um die Angriffe besser zu machen und das sollten Nutzer auch tun, um sich zu schützen.“ [jab]

„Das kann sogar bis zum Identitätsdiebstahl gehen.“

The Big Staub Theory

Prof. Dr. Gerhard Wurm beschäftigt sich mit Schlüsselfragen zu Planeten und ihrer Entstehung. [Foto: privat]



Eigentlich wollte Prof. Dr. Gerhard Wurm, Astrophysiker an der Universität Duisburg-Essen, Gasströme auf dem Mars nachweisen. Durch Zufall kamen er und seine Arbeitsgruppe zu neuen Erkenntnissen über die Entstehung von Planeten: Kollidierende Staubkörner laden sich elektrisch auf und haften deswegen aneinander. Was das genau bedeutet, erklärt er unserer Redakteurin Julia Segantini in einem kleinen Crashkurs in Sachen Astrophysik.

ak[due]ll: Was weiß man schon über die Entstehung von Planeten?

Wurm: Sicher ist, wie es ungefähr anfängt. Planeten entstehen zur gleichen Zeit wie Sterne. Das heißt, wenn Astronomen in Sternentstehungsgebiete schauen, sehen sie, wie sich in deren Mitte aus der Materie, die da durch Gravitation zusammenstößt, ein Stern entwickelt. Drumherum bildet sich eine Scheibe aus Gas und Staub. Am Anfang hat man also eine Scheibe mit Mikrometergroßem Staub. Das dauert dann maximal zehn Millionen Jahre, danach sind die Scheiben weg und man hat fertige Planeten.

ak[due]ll: Eben haben Sie schon von Staub gesprochen. Ihr Forschungsgegenstand war die Frage, wie aus Staubkörnern Planeten entstehen. Können Sie das genauer erklären?

Wurm: Jeder weiß, dass Staub überall gut hängen bleibt. Wenn man aber versucht, Sand zusammenzupappen, bleiben die Körner nicht aneinander hängen. Selbst wenn sie unter Schwerelosigkeit langsam zusammenstoßen würden. Bei Körpern in Zentimeter- oder Dezimetergröße gibt es wieder andere Mechanismen. Die Teilchen konzentrieren sich in Scheiben, die so dicht werden, dass sie durch die Eigengravitation zusammengezogen werden. Aber dazwischen fehlt eine Größenordnung.

ak[due]ll: In Ihrer Forschung geht es in diesem Zusammenhang auch um sogenannte Kollisionsbarrieren. Was ist das?

Wurm: Wenn kleine Staubteilchen aneinanderstoßen, ist das relativ langsam. Millimeter oder Zentimeter pro Sekunde – da stoßen sie sich noch ab und bleiben dann aneinander hängen. Wenn die Geschwindigkeit immer gleich bleibt, aber die Körper wachsen, wird die Energie immer größer. Alles wird kompakter und am Ende landen Sie bei zentimetergroßen Staubaggregaten. Wenn die dann wiederum zusammenstoßen, können die nicht mehr kompakter werden. Das heißt, sie kriegen die Energie nicht mehr los. Wenn Sie einen Ball auf eine harte Oberfläche fallen lassen, prallt der wieder zurück. Wenn man ihn gegen einen Sandsack wirft, bleibt er fast hängen. So kann man sich die Kollisions- oder Abprallbarriere vorstellen.

ak[due]ll: Es klingt ja erstmal widersinnig, dass Teilchen sich gegenseitig abstoßen, daraus aber etwas entsteht. Dass das trotzdem passiert, liegt an der elektrischen Ladung, wie Sie jetzt herausgefunden haben.

Wurm: Das wollten wir gar nicht nachweisen. Die Experimente hatten eigentlich mit dem Mars zu tun, da wollten wir einen Gasfluss nachweisen. Die Teilchen, die wir benutzt haben, waren nur als Tracer in einem Windkanal gedacht: Um in einem Windkanal Stromlinien nachzuweisen, benutzt man Rauch, weil man den sehen kann. Wir wollten Teilchen benutzen. Die sind dann durch einen Fallturm in einen Gasstrom geschüttelt worden. Viele von diesen Teilchen sind nach dem Schütteln wieder zurückgekommen auf den Lautsprecher, von dem sie kamen. Da könnte man jetzt denken, das machen Teilchen halt so. Aber nicht unter Schwerelosigkeit.

ak[due]ll: Das heißt, das Ganze war ein Versehen? Wie war dann die Reaktion?

Wurm: Wir haben versucht, das konkreter nachzustellen. Unsere Idee war: Die Teilchen sind geladen, also müssen wir die Ladung messen. Das kann man gut mit einem Kondensator machen. Das ist eine positiv und negativ geladene Platte. Die Teilchen dazwischen gehen dann – je nachdem ob sie positiv oder negativ geladen sind – zu der einen oder anderen Seite. Sowas haben wir aufgebaut. Und wir hatten einen Container, wo man die Teilchen kontrolliert schütteln kann, sodass sie immer aneinanderstoßen. Nach dem Schütteln lasse ich sie im Fallturm unter Schwerelosigkeit in den Kondensator. Dann sehe ich, was nach links und rechts fliegt. Da ich die Teilchen kenne und weiß, welche Masse sie haben, kann ich aus dieser Bahn genau ausrechnen, welche Ladung sie haben. Wir haben jetzt gezeigt: Wir können in der Größenordnung Millimeter bis Zentimeter auf jeden Fall etwas mit Ladung wachsen lassen.

ak[due]ll: Auch wenn diese Erkenntnisse eine Lücke in der Entstehung von Planeten geschlossen haben, gibt es noch offene Fragen. Warum lassen sie sich so schwer beantworten?

Wurm: Fertige Planeten wandern hin und her und manche von diesen Bewegungen sind zu schnell. Das Problem ist, dass man das nicht beobachten kann, weil es zu weit weg ist und trotzdem lange dauert. Also selbst, wenn es nur 100.000 Jahre sind, was für den Planeten schnell ist, dauert das eindeutig zu lang für eine Doktorarbeit. Sie können den Anfang sehen – das Gas und den Staub – und hinterher den Planeten. Aber alles dazwischen nicht. Trotzdem ist das Bild jetzt insgesamt schlüssiger.



Fortschritte in der Forschung an Hepatitis B-Viren

fizierten Patient*innen kaum detektierbar. Lediglich in chronisch infizierten Patient*innen, die sich in einer entzündlichen Phase der Infektion befinden, tauchen Muster auf, die vermuten lassen, dass es in dieser Phase zu einer TLR2-Antwort kommt.

Bei dieser Immunantwort erkennen Rezeptoren auf den betroffenen Zellen pathogene Strukturen aufgrund ihrer fremden molekularen Muster. Die Rezeptoren senden

dann ein Signal, wodurch Botenstoffe wie Entzündungsfaktoren oder antivirale Botenstoffe ausgeschüttet werden. Dadurch findet anschließend eine Ansammlung sogenannter professioneller Immunzellen statt. Sie kommunizieren mit dem adaptiven Immunsystem, das die B- und T-Zellen beinhaltet, sodass eine anhaltende Immunantwort stattfindet, bei der Antikörper produziert werden, die das Virus neutralisieren sollen. **B-Zellen produzieren Abwehrkörper, die sich gegen zumeist lösliche körperfremde Antigene richten.** Auf der Zelloberfläche infizierter Zellen werden ebenfalls Antigene präsentiert, die von den T-Zellen erkannt werden.

Unbeeindruckt vom Immunsystem

Diese Immunantwort schafft es laut Bröring zunächst, die Ausbreitung des Virus zu drosseln, nicht aber zu unterbinden. Ferner besteht die Chance,

dass sie die Manifestation der Infektion begünstigt. „Neben den Entzündungsfaktoren, die während einer Infektion ausgeschüttet werden, werden auch Botenstoffe, die für Toleranz verantwortlich sind, freigesetzt. Diese Bremsen das Immunsystem aus und ermöglichen, dass das Virus in der Leber bestehen kann“, so Bröring.

„Damit haben wir schon mal einen Anhaltspunkt: Wir wissen, dass diese Immunantwort auf die Virusreplikation limitierenden Einfluss hat, das Virus dieser Antwort

aber entgehen kann.“ Das Virus verfügt also über Ausweichstrategien. Einzelne Virus-Proteine interferieren innerhalb der Zellen mit den Immunpathways, den Signalwegen. „Sie ermöglichen es, die Immunantworten zu unterbinden und sich innerhalb der Leberzellen zu vermehren“, führt Bröring aus.

Nun versucht das Forschungsteam, das Zusammenspiel der Proteine der Wirtszellen und der Viren auf der kleinsten Molekülebene zu untersuchen und darzustellen. **„Wenn man so einen Mechanismus erst einmal identifiziert hat, kann man versuchen, ihn therapeutisch zu nutzen, indem man ihn stimuliert oder blockiert.“** So könnten die Forscher*innen innerhalb der Leber des*r infizierten Patient*in ein Umfeld schaffen, in dem das eigene Immunsystem wieder wirken kann.

Momentan steht noch nicht fest, wann die Forschungen abgeschlossen sein werden. Ein erfolgreiches Ende sollte Millionen Menschen helfen können, da derzeitige Medikamente lediglich die Replikation des Virus unterbinden, es jedoch nicht vollständig eliminieren. Zumindest ist es momentan schon möglich, sich gegen Hepatitis B impfen zu lassen. [ekn]

Staub+trocken=

850

Patient*innen in Deutschland warten derzeit auf eine Lebertransplantation. Jährlich werden 870 Lebertransplantationen vorgenommen, davon etwa 60 Lebendspenden.

Krankenhäuser melden zudem jährlich mehr als 1.000 Patient*innen, die eine Lebertransplantation benötigen.

Mittlerweile wurden weltweit mehr als 2.000 Leberlebenspenden durchgeführt, die meisten davon in Japan, den USA und Deutschland.

Ein Höchstalter für Spenden gibt es nicht. Ob Organe für eine Transplantation geeignet sind, entscheiden die Ärzt*innen. Häufig erhalten ältere Patient*innen die Organe älterer Spender*innen. Die Dauer einer Lebertransplantation liegt durchschnittlich bei vier bis acht Stunden. ☞

Laut Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation (WHO) sterben jährlich 6,5 Millionen Menschen an Hepatitis B, auch Gelbsucht oder Leberentzündung Typ B genannt. Ein Forschungsteam des Universitätsklinikums Essen hat in Kooperation mit Partner*innen aus Hamburg jüngst Fortschritte in der Erforschung der Reaktion der Leberzellen auf das Virus gemacht.

„Durch ungeschützten Geschlechtsverkehr, der Verwendung von ungetesteten Blutkonserven oder dem Teilen von Drogenbesteck kann es zu einer Infektion mit dem Hepatitis B-Virus (HBV) kommen“, erklärt die Privatdozentin Dr. Ruth Bröring. Die Arbeitsgruppe Bröring und ihre Kooperationspartner am Uniklinikum Essen forschen an der Reaktion von Leberzellen auf das HBV. Zu Beginn einer Infektion schleicht sich das Virus in die Leber; wird dabei vom Immunsystem kaum erkannt. Dort infiziert es die Hepatozyten, die Leberzellen. Betroffene empfinden bei einer akuten Hepatitis B beispielsweise Appetitlosigkeit, Gelenkschmerzen oder Erschöpfung. Nur ein Drittel der Infizierten leiden unter Gelbsucht, der Gelbfärbung der Haut. Chronisch Erkrankte können außerdem im Laufe der Zeit eine Leberzirrhose oder Leberkrebs entwickeln.

Bei Erstkontakt zwischen Virus und Wirtszelle findet eine Immunantwort statt.

„Unsere Arbeit zeigt – zum ersten Mal seit Jahrzehnten – dass bei Erstkontakt zwischen Virus und Wirtszelle eine Immunantwort stattfindet, nämlich über den sogenannten Toll-like Rezeptor 2 (TLR2)“, berichtet Bröring. Zuvor ging die Wissenschaft davon aus, dass es keine nennenswerte Immunantwort gebe. Allerdings ist diese Antwort in akut in-

Ich bin kein Cliquentyp – oder?

Die Clique – sie besteht aus mehreren Personen, die Freund*innen sind und gemeinsam etwas unternehmen. Vor allem für Teenager*innen und Jugendliche kann die Clique eine große Rolle spielen. Unsere Redakteurin war nie ein großer Fan von Freundeskreisen, bis sich ihre Meinung auf Grund einer neuen Clique änderte.

In meinem Leben war ich bereits das ein oder andere Mal Teil einer Clique. Sowohl in der Schule, als auch in meinem Heimatort. Doch richtig wohl gefühlt habe ich mich als Mitglied einer solchen freundschaftlichen Gruppe nie. **In der Schule waren meine Freundschaften Mittel zum Zweck.** Sie dienten dazu, in der großen Masse an Schüler*innen nicht allein unterzugehen und sich als Außenseiter*in mit den anderen Außenseiter*innen zusammenzutun.

Die Clique in meinem Heimatort entstand durch die Clique meiner Eltern. Ein ewig wählender Kreislauf: Menschen bilden einen Freundeskreis, daraus entstehen Pärchen, diese bekommen Kinder und die Kinder wiederum freunden sich an. Und wieder von vorn.

In Cliquen befand ich mich immer am Rand, nie in der Mitte. Im Mittelpunkt zu stehen war nicht mein Ding und auch wenn ich durch die

Gruppe seltener allein war, fühlte ich mich oft einsam. Ich hatte nie das Gefühl, jede Person des Freundeskreises als den gesamten Menschen greifen zu können, der er*sie war. Ich konnte kein Gefühl von intensiver, freundschaftlicher Nähe zu einzelnen Personen aufbauen. Das hat mir gefehlt.

Der Wendepunkt

Heute führe ich eine handvoll sehr enger Freundschaften mit Einzelpersonen, die sich auf meinen Geburtstagen mal begegnet sind, sich verstehen und sich gegebenenfalls bei Instagram folgen. Aber eine Clique ist daraus nicht entstanden. Das ist gut so! Eine intensive Freundschaft zwischen zwei Personen hat sich für mich immer passender angefühlt. **Doch auch diese Geschichte hat einen Wendepunkt.**

Seit geraumer Zeit bin ich Teil einer Clique geworden. Diese Gruppe besteht aus vier

Frauen, die eines gemeinsam haben: Alle schätzen ein gutes Glas Wein. So kam es, dass wir zu viert in einer Bar saßen und sich meine Meinung gegenüber Cliquen änderte: Wir sind zwar



ein überschaubarer Personenkreis, aber ich kenne alle drei Frauen gut. Ich habe auch als Einzelperson zu ihnen eine gute Beziehung. Ich fühle mich ihnen allen nah. Wir sind zwar unterschiedlich, aber wenn ich ein Anliegen habe, dann bekomme ich nicht nur Verständnis und Unterstützung von drei Menschen gleichzeitig, sondern auch drei verschiedene Meinungen – auf einmal. **Diese Menschen helfen mir dabei, Dinge auch aus anderen Perspektiven zu betrachten.** Ich fühle mich wahrgenommen.

Was damals in der Schule eine Zweckverbindung war, fühlt sich in dieser Clique als Zugehörigkeit an. Wir haben sogar eine WhatsApp-Gruppe. Wenn uns das nicht zu einer waschechten Clique macht, dann weiß ich auch nicht! [1aj]

Adoptionen über Tierschutzvereine: Rettung in der Not?

Tierschutzvereine vermitteln Hunde in Not aus ganz Europa an Adoptant*innen in Deutschland. Eine Vermittlung bedeutet für sie oft die letzte Chance auf ein glückliches Leben. Doch agieren Tierschutzvereine wirklich immer im besten Sinne der Tiere?

Die Adoption eines Hundes kann ganz unterschiedlich aussehen, ebenso wie die Lebenssituation der Tiere, die adoptiert werden. Viele Menschen entscheiden sich, einem geretteten Hund aus dem Tierschutz ein neues Zuhause zu geben. Sabine* hat über zehn Jahre lang ehrenamtlich die Vermittlungen eines Tierschutzvereins betreut und kennt die Arbeitsweise genau. „Meist werden Tiere vermittelt, die im Ausland gerettet werden, weil sie auf der Straße leben oder aus Tötungsstationen befreit wurden.“

Die Vermittlung findet vorwiegend über das Internet statt. So wird auch Inessa* auf ihren Hund aufmerksam: „Ich habe Momo* auf Facebook entdeckt und mich sofort verliebt.“ Sie entscheidet sich, Kontakt zum Tierschutzverein aufzunehmen. **„In einem Telefonat habe ich mit einer Mitarbeiterin über mich und meine Lebensumstände gesprochen und erklärt, warum ich einen Hund adoptieren möchte“**, berichtet sie. Solche Vorgespräche gehören zum Standard bei einer Adoption über seriöse Tierschutzvereine. „Die Vereine müssen sich rückversichern, dass Lebensumstände und Finanzen die Haltung eines Tieres erlauben“, erläutert Sabine. Darauf folgt die Überprüfung der Wohnsituation in Form eines Hausbesuchs. Einige Vereine bieten im Vorfeld sogar ein unver-

bindliches Kennenlernen von Hund und potentiellen Halter*innen an. Inessa kann Momo vorher nicht treffen, entscheidet sich aber dennoch für die Adoption.

Als sie Momo zum ersten Mal live sieht, ist sie überrascht. „Der Hund hatte zwar Ähnlichkeit mit der Beschreibung, die ich bekommen hatte. Aber er war deutlich größer und kräftiger“, sagt sie. Ein Zufall? Dass der Verein im Vorfeld absichtlich falsche Angaben gemacht habe, glaubt Sabine nicht. „Die Daten kommen von den Pflegestellen aus dem Ausland. Das läuft auf Vertrauensbasis, die wenigsten Angaben werden vor Ort überprüft“, meint sie.

Vermittlungen nach Quote

Für Inessa rücken nach der Adoption andere Probleme in den Vordergrund. Obwohl Momo zuhause verschmust ist, reagiert er aggressiv auf andere Hunde, kann nicht alleine bleiben und hört selten auf Inessas Befehle – ein Widerspruch zu seiner Beschreibung als „sozial, treu und liebevoll“. Inessa beginnt, daran zu zweifeln, ob sie und Momo zusammenpassen: „Jede Gassi-Runde war eine Tortur. Ich war damit absolut überfordert.“ Der Tierschutzverein ist in dieser Zeit zwar ansprechbar, schiebt die Probleme aber auf die Eingewöhnungszeit. Sabine kennt solche Situationen gut. „Einige Vereine vermitteln nach Quote, also so viele Tiere wie möglich in möglichst

kurzer Zeit. Da bleibt keine Zeit, zu schauen, ob ein Halter für ein Tier wirklich geeignet ist und umgekehrt“, erzählt sie. Pro Vermittlung winkt eine sogenannte Schutzgebühr zwischen 200 und 400 Euro. Eine hohe Vermittlungsquote sichert somit die Arbeit der Vereine finanziell besser ab.

Inessa versucht derweil, mit Übungen und einer Hundetrainerin ihr Zusammenleben mit Momo einfacher zu gestalten. Doch seine Erziehung ist zeitintensiv und teuer. Schnell stößt sie damit an ihre

Tierschutz und Tierwohl seien somit nicht immer synonym verwendbar.

Grenzen. Nach zwei Monaten entscheidet sie sich, Momo zurückzugeben: „Es hat mir das Herz gebrochen, aber ich konnte ihm einfach nicht das Zuhause bieten, das er braucht und verdient hat.“ **Sabine sieht bei Fehlvermittlungen vor al-**

lem die Vereine in der Verantwortung. „Diese sollten immer zum Wohle des Tieres handeln, aber dafür braucht man Zeit und Geld“, konstatiert sie. Tierschutz und Tierwohl seien somit nicht immer synonym verwendbar. [1ab]

Eine ausführliche Version des Artikels findet ihr auf akduell.de

*Namen von der Redaktion geändert

10 einfache Küchentipps

Je schöner die Küche, desto mehr Spaß. [Foto: pixabay]

Beim Kochen kann mehr schiefgehen, als manche annehmen. 10 Tipps, die den Alltag in der Küche verbessern.

1. Scharfe Messer sind sicherer

Scharfe Messer hinterlassen bei einem Schnitt sauber durchtrennte Haut. Stumpfe Messer reißen sie hingegen auf und verletzen dabei mehr Nervenenden. Außerdem rutscht man mit einem stumpfen Messer eher ab und wendet mehr Kraft an, da es schlechter schneidet. So riskiert man mehr und größere Wunden.

2. Messerpflege

Bei stumpfen Messern ist der Weg zu professionellen Schärfer*innen nötig. Ihr braucht nur ein Wetzstahl, Übung und vor allem: die korrekte Technik. Das untere Ende der Klinge in einem 20 Grad Winkel an den Wetzstahl halten. Anschließend gleichzeitig nach unten und hinten ziehen – in Richtung der Messerspitze –, sodass die gesamte Klinge behandelt wird. Nach jedem Zug die Messerseite wechseln.

3. Das richtige Öl

Neben den offensichtlichen Geschmacksunterschieden hat jedes Öl unterschiedliche „Betriebstemperaturen“, den sogenannten Rauchpunkt. Zum Vergleich: Natives Olivenöl hat einen Rauchpunkt von 165°C bis

190°C, Sojabohnenöl von zirka 230°C. Deswegen eignet sich letzteres beispielsweise für Wokgerichte, da diese traditionell bei hohen Temperaturen zubereitet werden.

4. Fleisch schneiden

Fleisch sollte ausnahmslos entgegen der Muskelfasern geschnitten werden, um sie zu kürzen. Entlang der Fasern zu schneiden, lässt sie größtenteils intakt. Dadurch wird Fleisch beim Braten zäh.

5. Driften ist was für Autos

Keine Lust, dass euer Schneidebrett ständig verrutscht? Legt ein feuchtes Küchentuch darunter.

6. Weniger H-ei-ß

Das Eiweiß in Eiern beginnt bei hohen Temperaturen schneller zu gerinnen. Zu heiß zubereitet werden Eier schnell trocken und gummiartig. Deswegen gilt sowohl für Spiegeleier als auch Omelettes: Temperatur runterdrehen für ein fluffiges, saftiges Ergebnis.

7. Vorbereitung ist das halbe Kochen

Schonmal etwas von Mis en Place gehört? Ein Begriff aus der kulinarischen Welt, der so viel bedeutet wie „Alles an einem Platz haben“. Lest das Rezept und präpariert sämtliche Zutaten, bevor ihr überhaupt in Richtung des Ofens oder Herdes schaut. Die Vorbereitung macht ein Gros des Kochens aus.

8. Die Pfanne nicht zu voll packen

Sieht eure Bratpfanne wie ein Regionalexpress aus? Dachte ich mir. Hört auf, sie bis zum Rand vollzupacken, als sei gerade Rush Hour. Zu viel Pfanneninhalte fängt die Hitze des Öls unter sich, wodurch sich Dampf bildet. Das Essen wird dann nicht mehr gebraten, sondern eher langsam gekocht. Oft ist das Ergebnis dann eine labbrige Tragödie statt knusprigem Gemüse.

9. Eier aufbrechen

Bevor ihr bei richtigen Temperaturen Eierspeisen zaubert, muss ein Ei aufgebrochen werden. Viele nehmen dafür den Rand einer Schüssel oder ähnlicher Objekte. Besser ist es, Eier auf einer flachen Oberfläche aufzuschlagen. So werden kleine Schalensplitter verhindert; außerdem bleibt so das Eigelb intakt.

10. Temperatur ohne Thermometer

Solltet ihr kein Speisethermometer besitzen, um die Temperatur eures Öls zu überprüfen, tut es auch ein Holzlöffel. Haltet den Löffel senkrecht ins Öl. Sobald sich daran kleine Bläschen bilden, hat das Öl eine geeignete Hitze erreicht und ihr könnt eure Zutaten in die Pfanne geben. Alternativ geht auch ein Puffmaiskorn. Die platzen nämlich bei zirka 180°C – die optimale Brattemperatur von Olivenöl. [ekn]

Corona: Rassismus verbreitet sich schneller als Viren.

Viren ist dein Aussehen egal. [Symbolbild: pixabay]

Inzwischen sind in Deutschland 16 am Coronavirus/Covid 19 erkrankte Personen gemeldet (Stand: 22. Februar 2020). Laut Informationsseiten von Gesundheitsexpert*innen, wie dem Robert-Koch-Institut, dem Auswärtigen Amt und der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, sei das Risiko für die Bevölkerung in Europa und Deutschland gering. Seit dem Ausbruch des Virus sind Personen, die asiatisch gelesen werden, verstärkt von rassistischen Äußerungen betroffen.

31. Dezember 2019: Das WHO-Landesbüro in China wird über eine Häufung von Fällen einer Lungenentzündung unbekannter Ursache in Wuhan, einer Stadt in der chinesischen Provinz Hubei, informiert. Nach Angaben der chinesischen Behörden waren einige Patient*innen in Handel oder Verkauf auf dem Huanan-Seafood-Markt der Stadt tätig. Wie kurz darauf bekannt wird, leiden sie an einem neuen Virus, einem Erreger aus der Familie der Coronaviren. Der Verlauf der Krankheit ähnelt dem einer Grippe. Ihre Symptome werden ähnlich behandelt und die Erkrankung verläuft nur selten tödlich.



Inzwischen sind auch in Deutschland 16 Menschen erkrankt. Meldungen über das Virus füllen täglich die Medienlandschaft. Menschen, die asiatisch gelesen werden, wie Tuan*, der im Ruhrgebiet studiert, berichten von Verhaltensauffälligkeiten ihrer Mitmenschen. Ihn belastet der Argwohn seiner Umgebung; Leute auf der Straße hielten Abstand, es werde getuschelt. Im Fitnessstudio wollen einige nicht dieselben Geräte wie er benutzen.

Rassismus im Netz und im Nahverkehr

Auch der asiatische Imbiss seines Vaters habe in letzter Zeit finanziell stark gelitten, klagt er. Er beobachtet rassistische Vorkommnisse in diversen Facebookgruppen schon seit längerer Zeit. Meistens würden andere problematische Themen aufgegriffen, die im Zusammenhang mit China stehen, und die rassistische Hetze damit quasi „gerechtfertigt“. „Ein Asiate hat sich beispielsweise darüber beschwert, dass er rassistisch behandelt wurde. Leute haben ihn gar nicht ernst genommen“, entrüstet er sich.

Auch in sozialen Netzwerken, die im Zusammenhang mit Universitäten stehen, hinterlässt das Virus digitale Spuren. Auf dem Instagram-Profil „uniduebeichten“ wurde etwa ein Post geteilt, der sich durch stereotype Beschimpfungen und Fehlinformationen auszeichnete. „Es scheint generell Skepsis gegenüber Menschen asiatischer, nicht mal zwangsläufig chinesischer, Herkunft zu geben – selbst, wenn die nie zuvor in China waren und in Deutschland aufgewachsen sind“, schildert UDE-Student Julian* seinen Eindruck. Einige User*innen der Duisburg-Essenener Universitäts-Facebookgruppen versuchen, ihren Argwohn damit zu rechtfertigen, dass sie lediglich „Vorsichtsmaßnahmen“ gegen eine mögliche Ansteckung trafen. Zwischen der Ethnie einer Person und dem Risiko einer Erkrankung besteht jedoch kein unabdingbarer Zusammenhang. Nur wenn eine Person aus einem betroffenen Gebiet zurückkehrt, können Sorgen oder Vorsichtsmaßnahmen angemessen sein.

Wendy*, internationale UDE-Studentin, berichtet von einer Gruppe, die auf einer Zugreise das Abteil wechselte, als sie eintrat, ein Mann habe außerdem seinen Mund bedeckt, als sie an ihm vorbeikam. Sie versucht dem Verhalten, das ihr zuteil wurde, mit einem gewissen Grad an Verständnis zu begegnen. „Ich habe verstanden, weshalb die Leute vorsichtig wurden, es ist eine Art gefühlter Selbstschutz und ich gebe ihnen keine Schuld. Ich hoffe nur, dass sich die Anspannung bald löst,“ schließt sie.

* Namen von der Redaktion geändert.

Wohnheimgeschichten



Redakteur*in gesucht!

Die aktuell ist die studentische Monatszeitung für Duisburg, Essen und das Ruhrgebiet. In einem Team von zehn Redakteur*innen erstellen wir monatlich eine 20-seitige Zeitung aus studentischer Perspektive. Darüber hinaus arbeiten wir wöchentlich an einem vielfältigen Online-Angebot. Wir verstehen uns als Lernredaktion.

Die Zeitung wird am letzten Wochenende des Monats in zwei Schichten – sonntags von 12 bis 19 Uhr und montags von 8 bis 15 Uhr – jeweils von bis zu fünf Redakteur*innen produziert. **Jeden Mittwoch findet eine Redaktionssitzung mit allen Mitgliedern von 12 bis 15 Uhr statt.** Jeden Montag kümmern sich drei Redakteur*innen um die Online-Redaktion. Sie redigieren Artikel und betreuen unsere Online-Auftritte.

Was ihr mitbringen solltet:

- erste journalistische Erfahrungen und/oder großes Interesse, journalistisch zu arbeiten
- ein gutes Sprachgefühl und Lust auf Recherche
- Stressresistenz und Diskussionsbereitschaft
- Lust, in einem gleichberechtigten Team zu arbeiten
- Verbundenheit zur Studierendenschaft der Universität Duisburg-Essen und eine klare Haltung gegen jegliche Diskriminierung
- Interesse an Kultur, Forschung, Studium, Freizeit,

Hochschulpolitik und Gesellschaft

- Engagement und Kreativität für die Mitarbeit bei einem unabhängigen studentischen Medium
- Berichterstattung aus hochschulpolitischen Sitzungen
- Engagement bei der dauerhaften, organisatorischen Mitarbeit in AGs der Redaktion, die für den redaktionellen Alltag wichtige Arbeit erledigen

Was wir euch bieten:

- Mitarbeit in einem engagierten, solidarischen Team ohne Hierarchien
- **einen großen kreativen Spielraum in der Themewahl sowie Umsetzung von Artikeln**
- ein Zeichengeld von 0,01 EUR pro Zeichen
- eine Aufwandsentschädigung von 15 EUR pro Redaktionssitzung
- ein Honorar von 70 EUR pro Zeitungsproduktion
- ein Honorar von 60 EUR pro Online-Redaktion
- ein Honorar von 20 EUR pro Bildmaterial
- ein Honorar von 80 EUR pro produziertem Video-Beitrag
- ein Honorar von 70 EUR pro Fotostrecke

Haben wir dein Interesse geweckt?

Dann sende deine Bewerbungsunterlagen, mit maximal drei beigefügten Textproben, bis einschließlich **Dienstag, 26. März 2020, an bewerbung@akduell.de**. Die Bewerbungsgespräche werden am 31. März 2020 stattfinden. Wir melden uns zeitnah nach Ablauf der Frist, ob du eingeladen wirst.

Wir freuen uns auf dich!

Impressum

Studentische Monatszeitung für Duisburg, Essen und das Ruhrgebiet

Herausgeber: AStA der Universität Duisburg-Essen, der Vorstand: Aylin Kilic u. A.

Projektkoordination: Nils Kriegeskorte

Anschrift: aktuell, c/o AStA der Universität Duisburg-Essen, Universitätsstraße 2, 45141 Essen

Comic: Jennifer van de Sandt

Gestaltung: Alexander Bönninger

Redaktion dieser Ausgabe:

Dennis Pesch [dpe], Erik Körner [ekn], Anna Riemen [anchi], Magdalena Kensy [Mk], Julia Segantini [seg], Laura Lindemann [lra], David Peters [dap], Sophie Schädel [sos], Jacqueline Brinkwirth [jab], Lena Janßen [laj]
✉ Magdalena Kensy
☎ Erik Körner
☎ Lena Janßen

V.i.S.d.P.: Sophie Schädel

Auflage/Druck: 6.000 / Megadruck, Westerstede

E-Mail: redaktion@akduell.de

Web: www.akduell.de

Unser Bild des Monats



Auf den Kopf gestellt [Foto: jab]

Sudoku

								6
7	1							5
3	5	1	8		2			
			8					
5	4	3	7					
	9		5					2
			4	2	7			
4	3		7					5
		7						2